

GÖRRES-GESELLSCHAFT

ZUR PFLEGE DER WISSENSCHAFT IM KATHOLISCHEN DEUTSCHLAND

JAHRESBERICHT  
DER  
GÖRRES-GESELLSCHAFT

1924/25



1926

KOMMISSIONSVERLAG UND DRUCK VON J. P. BACHEM  
G. M. B. H. KÖLN



# Inhalt.

	Seite
Die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Trier vom 19. bis 23. September 1925 . . . . .	5
Die erste Vorstands- und Beiratssitzung . . . . .	16
Sektionssitzungen :	
I. Historische Sektion. . . . .	17
II. Philosophische Sektion . . . . .	22
III. Juristische Sektion . . . . .	25
IV. Sektion für Altertumskunde . . . . .	30
V. Sektion für Kunstwissenschaft . . . . .	33
VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion . . . . .	34
Öffentliche Vorträge der Professoren Junker, Steffes und Lenz	42 ff.
Ordentliche Mitgliederversammlung am 22. Sept. 1925 . . . . .	48
Jahres- und Rechenschaftsbericht des Generalsekretärs für das Vereinsjahr 1924/25. . . . .	53
Zum Personalstand . . . . .	56
Berichte über die wissenschaftlichen Institute u. Unternehmungen :	
Das römische Institut der Görres-Gesellschaft . . . . .	61
Das Historische Jahrbuch . . . . .	63
Das Philosophische Jahrbuch . . . . .	63
Bericht über die Sektion für Altertumskunde. . . . .	64
Vorschläge über Begründung einer literarhistorischen Sektion (Referate J. Nadler und G. Müller) . . . . .	65
Bericht über das Staatslexikon. . . . .	73
Festadresse der Görres-Gesellschaft zum 80. Geburtstag Seiner Eminenz des Herrn Kardinals Franz Ehrle . . . . .	75
Clemens Baeumker (Nachruf von Martin Grabmann) . . . . .	76
Über Palimpsestforschung und das Beuroner Palimpsest-Institut. Vortrag von P. Alban Dold, O. S. B. . . . .	87





# Die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Trier 19.—23. Sept. 1925.

Als der Vorstand gelegentlich der außerordentlichen Sitzung in München am 22. März 1925 sich für Trier als nächsten Tagungsort der G.-V. entschied, kam der Entschluß ebenso aus dem Gefühl unbegrenzter Dankesschuld gegenüber der deutschen Treue unseres westlichsten Vorpostens in den langen, schweren Tagen der Feindesnot im „Frieden“, wie aus dem Bedürfnis, den Trierern zu sagen, daß sie nicht vereinsamt sind, daß im geknechteten Reiche gearbeitet wird, und daß die Arbeit, die zur Erneuerung führen soll, die geistige wie die materielle, auch ihnen gilt. Und Trier hat den Gedanken aufgenommen. Aber nicht, als ob wir nur die Gebenden hätten sein können und wollen. Die alte Trevisis — sagt der stimmungsvolle Begrüßungsartikel der „Trierischen Landeszeitung“ vom 21. September — pflegt die große kulturelle und vaterländische Tradition auch in der aufgezungenen Stille und Enge weiter, und das an den Tag zu legen, wetteiferte die Bevölkerung mit den Denkmälern der Jahrhunderte und Jahrtausende. Kein deutscher Ort hätte die Vertreter der Wissenschaft im katholischen Deutschland heute besinnlicher stimmen können.

Das Leitmotiv von Geben und Nehmen beherrschte den Begrüßungsabend am Samstag, den 19., die Willkommrede des Vorsitzenden des Ortsausschusses Justizrats Dr. Lorenz Hey und die Erwiderung Prälat Dr. Mausbachs. — Dankbar sei — der Berichterstatter schließt sich von Herzen der Trierischen Landeszeitung an — auch der musikalischen Darbietungen des Begrüßungsabends gedacht, „um so mehr, als die beredte Wiedersehensfreude so vieler Görresfreunde sie unverdient etwas in den Hintergrund drängte.“

Den Sonntag leitete das Pontifikalamt im Dom ein mit Ignaz Mitterers vom Domchor vollendet vorgetragener wunderschöner Missa de ascensione Domini. Für 11 h. kündigte das Programm die erste allgemeine Versammlung an. Der große Trevirissaal war

überevoll. Der Schlußsatz von Beethovens fünfter Symphonie gab die Weihe.

Der Präsident Geh.-Rat F i n k e begrüßte die Versammlung, indem er auf ihre zeitliche und örtliche Bedeutung mit folgenden Worten hinwies:

„Zwischen zwei großen Erinnerungsfeiern, der Jahrtausendfeier der Rheinlande und der kommenden Säkularfeier des großen Mannes, nach dem wir mit Stolz unseren Namen führen, begehrt die Görres-Gesellschaft ihre Generalversammlung in Trier, wo sie seit 1881 nicht mehr getagt hat. Sie erscheint in einer Stadt, erstaunlich reich an Denkmälern der Antike, voll großer mittelalterlicher Erinnerungen, in der Stadt Konstantins und des hl. Athanasius, dessen Bildnis von Steinles Meisterhand so lange unsere Schriften geschmückt hat, in einer leid- und schicksalserprobten Stadt, die mit sichtbarer Freude uns als ihre Gäste aufgenommen hat.

Redner begrüßt hierauf die Ehrengäste, den Herrn Bischof von Trier Dr. Bornewasser und den Herrn Weihbischof Dr. Mönch, den Oberpräsidenten der Rheinprovinz, Reichsminister a. D. Dr. Fuchs, den Regierungspräsidenten Dr. Saassen, Trier, den Oberbürgermeister von Bruchhausen, und hierauf den Ministerialdirektor Heilbron vom Auswärtigen Amt, Ministerialrat Dr. Donnevert vom Reichsministerium des Innern und den Vertreter des preußischen Kultusministeriums, Ministerialrat Schlüter.

Dann gedenkt der Redner der traurigen und freudigen Ereignisse des vergangenen Jahres innerhalb der Görres-Gesellschaft, des Hinscheidens des hervorragenden Philosophen Baeumker, des Professors Cardauns, des Mannes, der sich im Dienste der Gesellschaft verzehrt habe und dessen goldener Humor uns in dieser bitteren Zeit so sehr fehle, weiter des Geheimrats Hopmann, der mit Cardauns einer der Gründer der Görres-Gesellschaft war, des langjährigen Redakteurs des Historischen Jahrbuchs, Professors Meister, dessen Name in dem mustergültigen Grundriß der Geschichtswissenschaft noch lange fortleben werde. Andererseits habe die Gesellschaft die Freude gehabt, daß zwei ihrer hervorragendsten Mitglieder in außergewöhnlicher Weise geehrt worden seien: Eminenz K a r d i n a l E h r l e , dessen glänzende Geburtstagsfeier, vom Papste veranstaltet, zu einer Huldigung der ganzen internationalen Gelehrtenwelt geworden und bei der unser Vertreter, Prälat Kirsch, einen besonderen Ehrenplatz eingenommen habe; Exzellenz Bischof Paul Wilhelm von Keppler, dessen 50jähriges Priestertum und 25jähriges Hohenpriestertum kürzlich von den dankbaren Katholiken Deutschlands gefeiert worden sei.

Der Redner ging dann über zur Besprechung der inneren Lage der Gesellschaft. Seit der Heidelberger Tagung könne man wieder von geordneten finanziellen Verhältnissen sprechen, dank der Treue der Tausende von Mitgliedern und der Unterstützung des Reiches; die Publikationen erschienen wieder meist im alten Umfange, die Institute in Rom und Jerusalem hätten ihre Arbeiten wieder aufgenommen. Neu sei, daß man seit einiger Zeit Kritiken und Wünsche aus dem eigenen Lager vernehme, während solche in vergangenen Jahrzehnten wesentlich aus uns feindlichen und anders gearteten Weltanschauungskreisen gekommen seien. Aber es sei kein Wunder, daß in der Zeit allgemeiner Umorganisation und revolutionierender Gedanken auch bei uns berechtigte und hier und da unberechtigte Reformgedanken auftauchen.



Sie richteten sich vor allem nach der Seite der Propaganda hin. Man betone zuweilen unsere zu strenge Wissenschaftlichkeit; wir sonderten uns in unserem engen Wissensgebiete zu sehr ab; wir publizierten Werke, die manchmal un-aufgeschnitten in den Bibliotheken lagern; wir drängen nicht genug in das Volk ein. Dem müsse entgegnet werden, daß die Linie, die seinerzeit von den Gründern der Gesellschaft festgelegt worden, auch in Zukunft einzuhalten sei. Die Görres-Gesellschaft sei auf streng wissenschaftlichem Boden entstanden, aus der klaren Erkenntnis heraus, daß bei der Eigenart des deutschen Wissensbetriebes es für die Katholiken Lebensfrage sei, an den Universitäten würdige Vertreter zu finden, daß man, um eine Formulierung jener Tage zu gebrauchen, aus dem akademischen Ghetto heraus müsse. Wieviel und wie wenig nach dieser Seite hin von der Görres-Gesellschaft in früheren Zeiten erreicht worden sei, habe er im vergangenen Jahr in Heidelberg ausführen dürfen. Diese Linie strengster, auch akademischer Wissenschaftlichkeit dürfe von uns nicht verlassen werden. Wirkten so die meisten von uns auch nur auf eng begrenztem Gebiete, aber, wie er glaube, manchmal für die Jahrhunderte, so hindere das nicht, daß gottbegnadete, hinreißende Redner, wie es deren einzelne in der Görres-Gesellschaft immer gegeben habe und auch gebe, für weitere Kreise auch propagandistisch tätig seien. Eine andere Frage sei, ob in der mehr oder minder starken Pflege der von uns vertretenen Wissensgebiete Aenderungen eintreten sollten. Die Gründung der Gesellschaft falle in die schlimmste Kulturkampfszeit, da selbst Canossa und die Bulle „Unam sanctam“ Gegenstand von Presse-Polemiken gewesen seien. Begreiflich, daß damals das geschichtliche und gerade das mittelalterliche geschichtliche Gebiet im Vordergrund stand und die Vertreter unserer Anschauungen vor allem die mittelalterlichen Geschichts-Professuren erstrebten. Der Erörterung wert sei, ob man jetzt sich nicht bei geänderten Zeiten mehr der neueren Geschichte, z. B. der Geistesgeschichte des Katholizismus im 19. Jahrhundert, zuwenden solle? Oder ob man nicht in kommenden Jahren die größeren für die Geschichte ausgegebenen Summen mehr der Pflege anderer Disziplinen zuwenden solle, weil diese jetzt größere Beachtung verdienten?

Alle diese in unseren Kreisen öfter erörterten Gedanken zeigten schon, daß wir nicht rasten wollten. Wie diese Aenderungen, so seien auch die Lücken unseres wissenschaftlichen Betriebes überdacht und suchten wir sie auszufüllen. So erschlossen wir unseren Mitgliedern neue Arbeitsgebiete. Vor ein paar Jahren habe der Redner auf die Notwendigkeit einer kunstwissenschaftlichen Sektion hingewiesen, schon allein, um neben dem streng formalistischen Arbeiten der zünftigen Kunstwissenschaft auch die Ideengeschichte stärker zu berücksichtigen. Sie stehe unter neuer Leitung und werde demnächst mit ihren Publikationen beginnen. Hoffentlich gelinge es hier in Trier, die literaturwissenschaftliche Sektion zu schaffen. Sie solle vor allem die katholischen Belange der Literatur, sowohl der deutschen wie der fremdländischen, beachten, auch dem sogenannten Literatur-Problem vom katholischen Standpunkte nähertreten. Er glaube, daß damit die Gesellschaft gerade dem Manne, nach dem sie sich nenne, eine besondere Ehre erweise, denn er sei ja einer der feinsten Literaturkenner gewesen.

Für ihre großen, weit ausgreifenden Arbeitsgebiete bedürfe die Gesellschaft materieller Beihilfe, vor allem aber auch geistiger Unterstützung. Eine Hauptsorge sei es zurzeit, daß hervorragende junge Gelehrte herangebildet würden, die, wenn die alten zurücktreten, deren Stelle einnehmen könnten. Redner

betonte zum Schlusse die nicht gerade erfreuliche Erscheinung, daß unter den Tausenden organisierter katholischer Studierender verhältnismäßig nur so wenige sich zu dauernd wissenschaftlicher Arbeit entschließen könnten. Er hege aber die Hoffnung, daß der starke, neu erwachte Idealismus in der studierenden Jugend und die von den katholischen Akademiker-Verbänden ausgehenden kräftigen Einwirkungen erfreuliche Aenderungen schaffen würden.

Der Begrüßung seitens der Görres-Gesellschaft schlossen sich Festworte der Ehrengäste an. Herr Bischof Dr. Franz Rudolf B o r n e w a s s e r von Trier nahm das Wort zu folgender beifällig aufgenommenener Ansprache:

Nachdem ich heute morgen beim feierlichen Pontifikalamt in unserer alt-ehrwürdigen Kathedrale, deren Mauern noch in ihrem Kerne die Römerherrschaft gesehen, den Segen Gottes für die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft herabgerufen habe, obliegt mir jetzt die liebe Pflicht, die Mitglieder der Gesellschaft recht herzlich zu begrüßen.

Mit besonderer Vorliebe hatten Sie, meine Herren, die ältesten Kulturzentren Deutschlands, das sind die Bischofssitze, für die Tagungen ausgesucht. Heute hat die älteste deutsche Stadt mit dem ältesten deutschen Bischofssitze die Ehre, Sie in ihren Mauern zu sehen. Ich glaube, es ist keine Ueberhebung, wenn ich sage: Wohl keiner in Trier begrüßt die Görres-Gesellschaft mit so viel innerer Freude, als der jetzige Inhaber dieses alten Bischofssitzes, des Bischofssitzes, in dessen Urgeschichte Namen von Geistesmännern wie Hieronymus, Ambrosius, Athanasius mit goldenen Lettern eingetragen sind und in dessen Territorium ein Martin von Tours, ein Regino von Prüm, ohne dessen Werke Karl Lamprecht sein Monumentalwerk „Deutsches Wirtschaftsleben im Mittelalter“ kaum hätte schreiben können, ein Johannes Rode, Abt von Mathias, Rektor der Heidelberger Universität und genialer Reformator der Bursfelder Kongregation, ein Johannes Trithemius und der sie alle an Wissen und Bedeutung übertragende Nikolaus von Cues, ein Friedrich von Spee mit seiner *Cautio criminalis* und *Trutznachtigall*, ein Nikolaus von Hontheim mit seiner *Historia Trevirensis*, ein Christoph Georg Neller, der tüchtigste Rechtslehrer seiner Zeit (1748), ein Görres, ein Franz Xaver Kraus und andere noch heute an verschiedenen Universitäten und Fakultäten wirkende Gelehrte als helle Sterne wissenschaftlicher Geistesarbeit leuchten. Mit berechtigtem Stolze nenne ich diese Namen, um Ihnen zu sagen, daß Trier nicht unwürdig ist, die führenden Gelehrten des katholischen Deutschland heute freudig begrüßen zu dürfen.

Dazu kommt, daß das alte berühmte Erzstift Trier, das durch seine Macht und seinen Reichtum einst so bedeutende Kurtrier und das neue Trier in seiner Armut und seiner Bedrängnis, die es für ganz Deutschland trägt —, daß dieses Trier seit den Tagen des hl. Bischofs Agritius, des mannhaften Trierer Vorkämpfers für die Reinheit des Glaubens wider Arius auf dem Konzil von Arles, bis auf den heutigen Tag trotz aller Stürme und Kämpfe dem katholischen Glauben seine ungebrochene Treue bewahrt hat. So darf die alte Trevisis, die durch ihre hervorragenden Männer mehr als anderthalb Jahrtausend hindurch so viele hohe, fruchtbare Gedanken deutscher Geistig-



keit mit katholischem Geiste durchdrungen hat, mit Recht einer Gesellschaft Tagungsstätte sein, welche die wissenschaftliche Forschung katholischer Gelehrter zu fördern, und den Nachwuchs an Gelehrten katholischen Bekenntnisses sicherzustellen sucht und sich tatsächlich nach dieser Richtung hin bereits unvergängliche Verdienste erworben hat.

Ich habe den innigsten Wunsch, daß auch diese Tagung, wie die früheren, der Gesellschaft selbst und den von ihr erstrebten Zielen zum Segen reichen und daß durch die Erreichung ihrer speziellen Ziele die Vertiefung des katholischen Gedankens und Lebens im weitesten Umfange die von selbst sich ergebende Konsequenz sein möge. Wenn auf der Innsbrucker Tagung der katholischen Akademiker Dr. Wust in seiner Rede gemeint hat, „daß die europäische Geistesgeschichte der letzten drei Jahrhunderte die Entthronung Gottes im Universum in sich schließe“ und „die Sünde der modernen Kultur in der großen Wissensauflehnung gegen die metaphysische Heiligkeit des Seins bestehe“, so wird die Görres-Gesellschaft durch die Förderung wissenschaftlicher Forschung und durch die Sorge für den Nachwuchs an Gelehrten katholischen Bekenntnisses mit an erster Stelle berufen sein, dem Agnostizismus und Skeptizismus, der philosophischen Agitation der Verneinung und Verzweiflung die Erkenntnis entgegenzusetzen und diese in Wort und Schrift in das Bewußtsein der Menschen zu bringen, daß unser Volk wieder den festen göttlichen Felsengrund der Wahrheit unter die Füße bekommt und bekommen muß, wenn anders es wieder ein glückliches und starkes Volk werden will.

Meine Herren! Die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft fällt in die Zeit der Jahrtausendfeier des Rheinlandes. Am Rheine stand der Gesellschaft Wiege und rheinische Gelehrte waren es, die das junge zarte Kind „vor 50 Jahren“ aus der Taufe hoben. Möge deshalb diese Tagung und ihre ernste Arbeit für Wissenschaft und damit auch für Volk und Vaterland ein neuer Beleg dafür werden, wieviel das Rheinland an hohen, unvergleichlich hohen Kulturwerten Deutschland und Preußen gegeben hat.

Die Tagung fällt hinein in die Jahrtausendfeier des Rheinlandes, sie fällt auch hinein in das Jahr, in dem der hochverehrte Präsident der Görres-Gesellschaft, Herr Geheimrat F i n k e , in großer geistiger und körperlicher Frische sein 70. Jahr vollendet. Möge diese wunderbare Frische des edlen Mannes, des ernstesten katholischen Christen und des weit über die Grenzen Deutschlands hinaus gefeierten Gelehrten ein gutes Omen sein für die geistige Regsamkeit und den mutigen Optimismus, der die Verhandlungen der bedeutsamen Tage durchweht.

Möge die Tagung Ihnen aber auch, meine Herren, manch frohe Stunde bringen in dem lieblichen Lande, dessen Reize schon im vierten Jahrhundert der alte Ausonius in seiner Mosella so köstlich besungen hat. Und wenn Sie dann nach des Tages Last und Arbeit sich nicht nur der literarischen Schönheit dieses alten Gedichtes erinnern, sondern auch dessen, was er im Anblick der Rebenhänge der Mosel in demselben besingt, so bekommt die Tagung auch eine frohe Note, die von allen deutschen Städten in ihrer Eigenart nur die alte Trevisis geben kann.

Es folgten die Begrüßungsreden des Reichsministers a. D. Dr. F u c h s für die Rheinlande:

Ihm als Oberpräsident der Rheinprovinz sei es eine besondere Ehre und Freude, der Görres-Gesellschaft den Gruß der Rheinlande zu überbringen. Aus

allen Teilen des lieben deutschen Vaterlandes seien die Mitglieder der Görres-Gesellschaft nach unserer westlichsten deutschen Stadt geeilt und hätten dadurch auch dem benachbarten Saarland die erwünschte Gelegenheit zu einer langentbehrten Fühlungnahme mit den Vertretern deutscher Wissenschaft gegeben. Dafür gebühre ihnen besonderer Dank. Wo fänden sie in Deutschland auch eine Stadt, die so früh und zugleich in so bedeutsamer Weise im Mittelpunkt des geschichtlichen Werdens gestanden habe? In den trüben Jahren, die dem Kriege folgten und besonders in dem trübsten Jahre 1923, das unserem geliebten Rheinlande wohl die härteste Probe in seiner Geschichte auferlegte, waren wir getrennt durch äußeren Zwang von dem Volkskörper, zu dem wir gehören. Indessen können nach einem Worte Görres' Flüsse und Berge und künstliche Grenzen nicht trennen, was nach Sitte und Art, nach Sprache und Volkstum zu einander gehört. Und so schlugen auch in dem trüben Jahre die Herzen nur um so wärmer für einander. Seit 1925 sahen wir einen Teil der Schranken fallen. Unser schönes Rheinland ist zum erstenmal wieder in großer Zahl von den Brüdern und Schwestern jenseits des Rheines besucht worden und festliche Reden haben uns den Rhein als die alte Hochstraße deutscher, ja europäischer Kultur vor Augen geführt oder, um ein Wort von Görres zu gebrauchen, als die Herzader der Nation. Redner bespricht dann Sinn und wahren Zweck der Jahrtausendfeiern und speziell der Kölner Jahrtausendausstellung, die uns den Abstand zwischen dem mittelalterlichen und dem heutigen Menschen darin zeigte, daß der Abstand zwischen beiden nicht einfach nur ein Gradunterschied ist, sondern daß jene Zeit eine von der unseren wesensverschiedene Einstellung des ganzen Geistes hatte. Jene Menschen des Mittelalters haben nicht nur gedacht, ihr geistiges Gehaben war breiter und tiefer. Ihre Berechnung war eingebettet in eine große und mächtige Schau, eine Weltenschau. Ihre Kunst war nicht eine konstruktive, sondern eine organische, ursprüngliche, alles umfassende. Eine einheitliche Linie ging durch das Leben der Menschen und der Völker. Daß diese, von der unseren so verschiedene geistige Haltung des Mittelalters einmal in so eindringlicher Form den Menschen von heute vor Augen geführt wurde, scheint der beste Gewinn aus den Jahrtausendfeiern. Denn diese Erkenntnis mag uns neue Wege weisen für unsere, der inneren Haltung so sehr entbehrende Zeit. Redner betonte nunmehr, daß die Görres-Gesellschaft aus den Forschungen in den Sektionen heraus mehr auf das Endergebnis denn auf die Einzelforschungen schaue. Sie gehe aus von dem Gedanken, daß der Intellekt der Ergänzung bedürfe durch Gemüt und Willen, daß neben dem Denken das Sinnen Raum haben müsse. Gott und Mensch, Diesseits und Jenseits, seien für sie keine Gegensätze, die sich ausschließen, Glauben und Wissen nur verschiedene Wege zu einem Ziel: Gott. So sehe er das Beste und Reifste, was die Jahrtausendfeiern an Erkenntnis bescherten, auf der gleichen Linie mit der gesamten Haltung der Görres-Gesellschaft. Görres sei den Rheinländern in den letzten Jahren Leitstern und Führer gewesen. Es sei daher eine Ehrenpflicht der Dankbarkeit, dem großen Manne in der Stadt am Deutschen Eck am Rheinesufer ein würdiges Denkmal zu errichten. Er erhoffe dafür aller Zustimmung. Möge der Geist Görres' auch über der Trierer Tagung walten. Das gebe Gott!



Ministerialdirektor Heilbron sprach für das Auswärtige Amt:

Er überbringt die Grüße des deutschen Auswärtigen Amtes. Seit einer Reihe von Jahren sei das Auswärtige Amt auf den Tagungen der Görres-Gesellschaft anzutreffen, weil es wisse, daß deren Arbeiten in vaterländischem Boden wurzelten und sich über die Grenzen des Reiches auswirkten. Die Wechselwirkungen zwischen Politik und Wissenschaft dürfen gerade auf dem auswärtigen Gebiete nicht übersehen werden. Das Ansehen der deutschen Wissenschaft gehöre heute zu den wenigen Aktivposten, über die wir noch im Auslande verfügten. Es müsse sorgsam gehütet werden. Der Görres-Gesellschaft als der Trägerin starker und tiefer Kulturkräfte widme er den herzlichsten Gruß des deutschen Auswärtigen Amtes.

Ministerialrat Dr. Donnevort schloß sich an für das Reichsministerium des Innern:

Auch in diesem Jahre hat der Herr Reichsminister des Innern mich mit der willkommenen Aufgabe betraut, der Görres-Gesellschaft anläßlich ihrer Jahresversammlung die Grüße und Wünsche der Reichsregierung zu übermitteln. Diese Aufgabe war mir umso willkommener, als ihre Ausführung mich in diese schöne Stadt an der Mosel führt, die an Alter nach dem Spruch an der Steipe mit dem ewigen Rom, an Treue mit allen deutschen Städten um den Vorrang ringt, und mit der — es sei mir erlaubt, es zu sagen — mich selbst liebe persönliche Erinnerungen verbinden.

Sie konnten in der Tat aus mehr wie einem Grunde für Ihre Tagung keinen würdigeren Ort wählen als diesen, wo gewaltige Zeugen einer römischen, deutschen und christlichen Vergangenheit von zwei Jahrtausenden so eindrucksvoll zu uns sprechen, wo der Aufbau neuer Kulturepochen auf den Trümmern der voraufgegangenen so deutlich in Erscheinung tritt und aus dem sichtbaren Vergehen und Werden die tröstliche Zuversicht erwächst, daß auch der Schwere und der Beengtheit dieser Tage eine bessere Zukunft folgen wird. In diesem Sinne darf ich — ich bin Ihrer Zustimmung sicher — den Grüßen an die Görres-Gesellschaft den herzlichen Gruß der Reichsregierung an das köstliche Moselland, seine schöne Hauptstadt Trier und seine treuen Bewohner beifügen, deren Treue unser Stolz und deren Befreiung das Ziel unserer heißen Wünsche ist.

Im Rahmen Ihrer Tagung bedeutet diese Sitzung eine Feierstunde der Rückschau und Selbstbesinnung. Der Rückschau auf die Leistungen der Vergangenheit, der Selbstbesinnung auf die größeren Aufgaben der Zukunft.

Entstanden in einer Zeit glänzender politischer und kultureller Entwicklung, hat die Görres-Gesellschaft den gewaltigen Aufschwung der deutschen Wissenschaft mit erleben dürfen, hat — mehr noch — an diesem Aufschwung teilgenommen durch Forscher und Lehrer und eine zahlreiche wissenseifrige Mitgliedschaft, die über Deutschlands Grenzen hinaus ihr fruchtbare Eindrücke und dauernden Antrieb verdankt. Sie hat in diesen Jahrzehnten die echte Wissenschaft gepflegt, die, wie Humboldt so treffend sagt, aus dem Innern stammt und ins Innere gepflanzt wird, die den Charakter umbildet und Charaktere schafft. So darf sie vertrauen, daß im Reichtum des deutschen Lebens ihr Wirken und ihre Art, so wie sie sich entfaltetete, zweckmäßig und segensreich war.

Kann so die Görres-Gesellschaft mit Befriedigung auf die Leistungen der Vergangenheit blicken, so stellt die Gegenwart und Zukunft sie vor immer neue und besonders schwere Aufgaben. Die Not dieser Zeit hat vor der Tür der deutschen Wissenschaft nicht Halt gemacht; in welchem Umfange auch sie unter dieser Not gelitten, das brauche ich einer Versammlung wie der heutigen nicht näher zu belegen. Die glänzend fortschreitende Entwicklung der deutschen Wissenschaft ist jäh unterbrochen, nur mühevoll kann sie versuchen, nicht etwa den früheren Platz wieder zu erwerben, sondern der vorausgeeilten Wissenschaft anderer Völker nachzukommen. Mangel an Menschen, Mangel an Geld, Mangel überall! Diesem Mangel gegenüber die gesteigerten Anforderungen, die der Wiederaufbau der deutschen Kultur und der deutschen Wirtschaft täglich aufs neue an sie stellen!

Nicht als wenn der Wissenschaft durch solchen praktischen Dienst Zweck und Ziel gesetzt werden dürfe oder solle, das verträgt die Wissenschaft an sich nicht und gerade ihr praktischer Dienst würde darunter leiden. Wenn aber die Wissenschaft gar nicht an den praktischen Nutzen denkt, ihren eigenen Gesetzen folgt und unbeirrbar alle Wege, die sich öffnen, bis zu Ende geht, dann leistet sie dem Volke und der Menschheit den schuldigen Dienst und fördert das Leben auf unberechenbare Weise.

So ist es denn letzten Endes die Erfüllung einer im eigensten Interesse gebotenen Pflicht, wenn Staat und Volk trotz aller finanziellen Schwierigkeiten für den Wiederaufbau der deutschen Wissenschaft eine weitgeöffnete Hand zeigen. Was so in der Wissenschaft investiert wird, ist, mag es auch der Menge nicht immer in die Augen springen, ein Kapital, das nicht nur auf dem Gebiet des kulturellen und sittlichen, sondern auch des wirtschaftlichen Wiederaufbaues unseres Volkes tausendfach Früchte trägt.

Wenn insbesondere das Reich sich in dieser Beziehung seiner Pflicht und der ihm erwachsenen neuen großen Aufgabe bewußt war und in dem letzten Jahre in steigendem Umfang Mittel zur Pflege der deutschen Wissenschaft und Forschung bereitgestellt hat, so ist das nicht zuletzt — und es ist mir ein aufrichtiges Bedürfnis, dies hier festzustellen — das Verdienst von Männern aus Ihren Reihen, die im Reichstag mit Verständnis und Hartnäckigkeit die Interessen der deutschen Wissenschaft vertreten haben.

Die staatliche Hilfe ist begrenzt; sie erschöpft sich in finanziellen Zuschüssen und organisatorischen Erleichterungen. Beides ist nur die Grundlage für das Wichtigste und Notwendige, die hingebende Arbeit und den wissenschaftlichen Geist der Einzelnen und der wissenschaftlichen Vereinigungen.

In diesem Sinne begrüße ich namens der Reichsregierung die Görres-Gesellschaft und ihr Wirken. Möge ihr Streben weiter von reichem Erfolge begleitet sein, mögen ihre Mitglieder weiterhin lehren und lernen, erfüllt von Wahrheitssinn und Gründlichkeit mit dem Ernst und der Liebe zu jeglicher Arbeit, die Goethe als den Schmuck unseres Volkes preist.

In ähnlich schwerer Zeit schrieb der Trierer Chronist zu Ende des 17. Jahrhunderts: *auram pacis utinam aliquando cito revehant superi post tam diuturna Martialia nubila*. Dieser Wunsch ist auch der Unsere. Lassen Sie mich den Worten des Chronisten aber noch ein Wort hinzufügen: *auram pacis et libertatem!* die Freiheit für das deutsche Vaterland und damit für das deutsche Trier, die Freiheit für die deutsche Wissenschaft und damit für die Görres-Gesellschaft!



Hierauf betrat Ministerialrat Dr. Schlüter das Rednerpult für das preußische Kultusministerium:

Meine Damen und Herren! Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung dankt der Görres-Gesellschaft für die sehr geschätzte Einladung zur Generalversammlung und läßt Ihrer Tagung und Ihrer Arbeit den besten Erfolg wünschen.

Wenn die Görres-Gesellschaft sich die hohe Aufgabe gestellt hat, im katholischen Deutschland wissenschaftliches Leben nach allen Richtungen zu fördern und mit der durch ihre Weltanschauung gegebenen besonderen Betonung der nicht katholischen Wissenschaft zur Seite zu stehen, so hat der Minister für Wissenschaft besonderen Anlaß, Ihre Bestrebungen willkommen zu heißen. Wer einen — sei es auch nur flüchtigen — Ausblick hält auf die Fülle ihrer Veröffentlichungen, auf die Bedeutsamkeit der von ihr geschaffenen Einrichtungen und auf die Fruchtbarkeit der von ihr vertretenen Ideen und von ihr gegebenen Anregungen, wird anerkennen müssen, daß diese Bestrebungen bisher vom reichsten Erfolge gekrönt waren. Lebhaft erinnere ich mich auch noch — und mit mir gewiß manche von Ihnen — der eindringlichen Worte, mit denen auf der letzten Generalversammlung der Görres-Gesellschaft auf rheinischem Boden, an der ich als Mitglied der Gesellschaft teilnehmen konnte, ihr verdienstvoller Mitbegründer, Justizrat Julius Bachem, auf die Notwendigkeit ihres Fortbestehens hingewiesen hat. Jene Worte haben jetzt und für die nächste Zukunft um so mehr Geltung, als der Zusammenbruch einst herrschender Geistesrichtungen, dessen Zeugen wir in letzter Zeit waren, der katholischen Wissenschaft neue Aufgaben, neue Sendung und neue Antriebe verleiht. In der Erkenntnis von der Bedeutung der Görres-Gesellschaft für das wissenschaftliche Leben hat denn auch der preußische Kultusminister in den letzten Jahren oft und gern Gelegenheit genommen, mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln ihre Bestrebungen zu unterstützen; er wird auch in Zukunft hierzu gern bereit sein. Und wenn die Jubilarin, die in diesen Tagen vor 50 Jahren am deutschen Rhein in Rolandseck geboren wurde, ihr Jubelfest begeht, so will auch der preußische Kultusminister ein Reis in ihren goldenen Jubelkranz flechten und sie zu ihren Arbeiten und Erfolgen beglückwünschen.

Die Görres-Gesellschaft bedeutet eine fortdauernde Huldigung für den Geistesgewaltigen, dessen Namen sie trägt. Auch das Preußische Kultusministerium ehrt in ihm den Mann, der in allem die Wahrheit suchte, der in Deutschlands schwerster Not furchtlos und selbstlos der geniale Erwecker und Künder deutscher Einigkeit und Unbeugsamkeit ward, den Mann, dessen Herzenswunsch es war, daß die preußischen Staatslenker es verstehen möchten, die rheinische Seele zu gewinnen; es ehrt in ihm, was ganz Deutschland gehört. Heute wissen wir es: unermesslich wäre der Gewinn für Preußen gewesen, wenn es sich die Kraft dieses Genius dienstbar gemacht hätte. Gewiß würde der heutige Preußische Staat sich glücklich schätzen, einen Mann von solcher Vaterlandsliebe und von solchem geistigen Ausmaß zu besitzen. So haben denn auch der preußische Ministerpräsident und der preußische Kultusminister nicht gezögert, mitzuhelfen, um den Gedanken der Errichtung eines würdigen Denkmals für diesen Mann, dem Patron Ihrer Gesellschaft, zur Verwirklichung zu bringen.

Meine Damen und Herren! Die Wissenschaft mit ihrem innersten Gehalt

von Streben nach Wahrheit macht sachlich und frei, lehrt Vorurteile ablegen und andere Ansichten verstehen, sie versöhnt und eint; so dient sie dem Volksganzen und den Belangen des Staates. Möge Ihrer diesjährigen Tagung auch in diesem Sinne ein voller Erfolg beschieden sein!

Zum Schluß folgten noch einige Begrüßungsreden aus der Kongreßstadt selbst. Zuerst sprach Regierungspräsident Dr. S a a s s e n von Trier:

Es sei ihm ein Herzensbedürfnis, die Görres-Gesellschaft aus dreifachem Grunde zu begrüßen. In seiner Eigenschaft als leitender Verwaltungsbeamter begrüße er sie in Anerkennung der großen Verdienste, die sie sich in staatlicher Beziehung erworben habe. Sie habe es sich stets angelegen sein lassen, für die Verinnerlichung des Staatsgedankens und damit für die Vermehrung der Autorität und der Vaterlandsliebe zu wirken. Dann begrüße er die Görres-Gesellschaft als Regierungspräsident des äußersten Westens. Der Versailler Vertrag habe eine starke Veränderung der geographischen Verhältnisse gebracht und eine noch stärkere Abschnürung sei durch die politischen Ereignisse der beiden letzten Jahre eingetreten. Die Gäste würden es daher sicher verstehen, daß das Trierer Volk ihre Tagung dankbar begrüße als Zeichen der engen Verbundenheit mit der Wissenschaft des ganzen Vaterlandes. Drittens grüße er die Görres-Gesellschaft als Katholik, der tiefinnerlich überzeugt sei, daß gerade in der heutigen Zeit die Tätigkeit der Görres-Gesellschaft mehr denn je not tue zur Verinnerlichung katholischen Geistes.

Es folgte Oberbürgermeister v. B r u c h h a u s e n von Trier:

Er heißt die Görres-Gesellschaft namens der Stadt Trier herzlichst willkommen. Schon im Jahre 1881 hat in Trier eine Generalversammlung der Görres-Gesellschaft getagt, diese ist also kein Fremdling in Trier. Der Name Görres hat in Trier einen guten Klang. Sie sind nach Trier gekommen zu ernster Arbeit, um sich Rechenschaft zu geben über den Stand und Fortgang wissenschaftlicher Forschung, aber auch, um hier Anregung für Geist und Gemüt zu suchen. Ich möchte meiner Freude Ausdruck geben, daß Sie für Ihre diesjährige Tagung unsere Stadt gewählt haben und daß Sie gerade in dieser Zeit der Not zu uns gekommen sind. Der Trierer Bürgerschaft eignet eine starke Heimatliebe. Sie ist stolz auf die großartigen Denkmäler ihrer Stadt, nicht weniger stolz aber auch auf die großen Männer, deren Gedächtnis mit dem Trierer Heimatboden verknüpft ist. Und neben diesen Männern Institute, wie die zu unrecht verschwundene Trierer Universität (lebh. Zustimmung), die Trierer Kloster- und Stiftsschulen, in denen jahrhundertlang die Wissenschaft gepflegt worden ist. Von der großen Summe wissenschaftlicher Arbeit, die in diesen Instituten geleistet worden ist, legen noch heute lebendiges Zeugnis ab die handschriftlichen und gedruckten Bücherschätze unserer Stadtbibliothek, der Bibliothek des Domes und des Priesterseminars. Sie dürfen gewiß sein, daß die Anregungen, die Sie geben, hier auf fruchtbaren Boden fallen. Sie wollen aber nicht bloß Anregungen geben, Sie wollen auch für sich Anregungen für Geist und Gemüt suchen. Auch hierin, hoffe ich, wird Sie Trier nicht enttäuschen. Gerade Ihnen vermag ja eine Stadt wie Trier mit ihrem Reichtum alter Kunst und alter, vor allem christlicher Ueberlieferung vieles zu geben. Es schwebt über unserer Stadt, dank der Verbindung erlesener Kunst



mit einer idyllisch-schönen Naturumgebung, ein Zauber, dem sich kein Herz entziehen kann. Schon seit Goethe, der erklärte, daß es ihm die Gastfreundschaft der Trierer angetan habe, steht die Bürgerschaft im Rufe besonderer Gastlichkeit und diese Ihnen gegenüber zu üben, ist uns eine besondere Freude. So will ich hoffen, daß Sie sich hier wohl fühlen. Wir leben in einer schweren Zeit. Insbesondere das Moseltal und mit ihm die Stadt Trier, befinden sich wirtschaftlich in kritischer Lage. Trotzdem komme ich nicht mit ganz leeren Händen zu Ihnen. Ihr Vizepräsident, Geh.-Rat Prof. Dr. Beyerle, ist im Begriffe, ein monumentales Werk über Reichenau anläßlich des 1200jährigen Bestehens dieser alten christlichen Kulturstätte herauszugeben. Zu Reichenau hat Trier jahrhundertlang ein freundschaftliches Verhältnis unterhalten. Ein leuchtendes Denkmal dieser Beziehungen ist der in der Trierer Stadtbibliothek aufbewahrte Codex Egberti. Die Städtische Verwaltung hat nun den Verlag des Werkes und seinen Verfasser gerne unterstützt, damit das in ihrer Obhut befindliche Kunstwerk der Reichenau möglichste Würdigung erfahre. Das ist durch die mit Bildern aus dem Egberti-Codex ausgestattete Abhandlung von Albert Böckler in dem Reichenau-Werke geschehen. Ich beehre mich, der Görres-Gesellschaft diesen herrlich ausgestatteten Teil des Reichenauwerkes als Gabe zu überreichen. (Lebh. Beifall.) Möge sie Ihnen eine Erinnerung sein an die diesjährige Tagung der Görres-Gesellschaft und damit zugleich an die Stadt Trier.

Den Beschluß bildeten die Worte des Regens Prälat Dr. B a r e s vom Priesterseminar:

Er spricht im Namen der philosophisch-theologischen Fakultät des Priesterseminars die herzlichsten Grüße aus. Es sei ihm eine ganz besondere Ehre, daß das Priesterseminar die Görres-Gesellschaft beherbergen dürfe, in der sämtliche Wissenschaften neben der Theologie miteinander im Bunde geeint seien und wie Schwestern froh und friedlich unter einem Dache zusammenwohnten. Die Theologie begrüßt die Detailforschung der einzelnen Wissenschaften, ist doch der Zweck aller Wissenschaft ein Streben nach dem einen Hohen, nach Gott. Sie begrüßt ihre sicheren Ergebnisse als tiefe Betätigung ihrer eigenen Wahrheit und Grundsätze. Von dem Fortgang der Wissenschaften schöpft auch die Theologie Erleuchtung und Nutzen für ihre eigenen wissenschaftlichen Erkenntnisse. Der Gruß der philosophisch-theologischen Fakultät ist somit ein herzlicher brüderlicher und schwesterlicher Gruß an die Görres-Gesellschaft. Es möge von dieser Gesellschaft reiche Frucht und reiche Anregung ergehen, für die Gesellschaft selbst und für unser Haus. Wenn wir Wissen haben, rechtes und echtes Wissen, dann ist es wohl bestellt um Volk und Land, dann können Volk und Land sicher wieder aufgebaut werden. Möge dieser Geist, der Ihre Tage belebt, auch einziehen in die akademische Jugend, insbesondere in unseren jungen Klerus und meine Alumnus.

Damit war der Reigen der Begrüßungsreden beendet. Prof. F i n k e dankte allen Rednern für ihre Worte.

Die Worte wurden durch ausgezeichnete Musik umrahmt, die vom Städtischen Orchester unter Leitung des Musikdirektors K n a p s t e i n vorgetragen wurde: V. Sinfonie von Beethoven,

letzter Satz, und Jubelouvertüre von Weber. Ihren Schlußchor: Kennt ihr das Land . . . trugen die Schüler des Friedrich-Wilhelm-Gymnasiums vor.

Der „Festabend“ brachte einen außerordentlich anregenden und belehrenden Vortrag des Stadtbibliothekars Prof. Dr. K e n t e n i c h über „Trier in Geschichte und Kunst“. Es gab keinen besseren Führer als diesen Historiker der Stadt. Wiederum hatten Musikdirektor Knapstein und das Städtische Orchester den musikalischen Teil übernommen.

\* \* \*

Die erste

## Vorstands- und Beiratssitzung

fand am 19. September 1925 statt.

1. Präsident Finke eröffnet die Sitzung um  $\frac{1}{4}$  Uhr.
2. Generalsekretär Günter erstattet Bericht über Einnahmen und Ausgaben im verflossenen Vereinsjahr (1. X. 1924 bis 30. IX. 1925) und bemerkt, daß sich das Geschäftsjahr zum erstenmal in soliden Bahnen leidlich gesichert habe abwickeln, die Gesellschaft daher ein Beträchtliches habe leisten können. — Die Rechnungsablage ist S. 55 f. abgedruckt.
3. Präsident übergibt die Jahresrechnung an Direktor Dr. Hoeber, Köln, und Prof. Dr. Keller, Freiburg, zur Prüfung.
4. Generalsekretär legt den Voranschlag für das kommende Geschäftsjahr vor: die Posten werden einzeln durchgesprochen, und es werden — vorbehaltlich der Leistungsfähigkeit der Gesellschaft — bewilligt:

### Haushaltsplan 1925/26.

1. Allgemeine Unkosten . . . . .	6 000 M.
2. Concilium Tridentinum . . . . .	10 000 „
3. Römisches Institut . . . . .	9 600 „
4. Sektion für Altertumskunde . . . . .	5 900 „
5. Historisches Jahrbuch . . . . .	9 000 „
6. Juristische Sektion und Staatslexikon . . . . .	8 000 „
7. Philosophisches Jahrbuch . . . . .	3 000 „
8. Kunsthistorische Sektion . . . . .	2 000 „
9. Vereinsschriften . . . . .	10 000 „
10. Besondere Druckzuschüsse . . . . .	5 100 „
11. Stipendien . . . . .	3 950 „
	72 550 M.

5. Präsident berichtet über die Vorarbeiten zur Herausgabe der Görres-Werke; es wird zu diesem Zweck ein Ausschuß gebildet.
6. Es wird beschlossen, der Mitgliederversammlung die Gründung einer literarhistorischen Sektion vorzuschlagen, und Prof. Dr. G. Müller aus Freiburg i. d. Schw. zum Berichterstatter gewählt.
7. Prälat Mausbach berichtet über die Beziehungen zur wetenschappelyke Vereeniging, der Parallele zur Görres-Gesellschaft in Holland; es wird be-

schlossen: die bestehenden freundschaftlichen Verbindungen festzuhalten und die Vereinsschriften gegenseitig im engsten Sinne auszutauschen.

8. Prof. Rheiner berichtet über die Union catholique des études internationales; es wird beschlossen, sich zurückzuhalten und abzuwarten.

9. Dem Zentralbildungsausschuß der kath. Verbände Deutschlands tritt die Görres-Gesellschaft nicht bei.

10. Prof. Günter legt das Generalsekretariat nieder, zu seinem Nachfolger ab 1. I. 1925 wird einstimmig Prof. Honecker in Freiburg i. Br. gewählt.

11. An Stelle von Prof. König wird Prof. Günter die Redaktion des Hist. Jahrbuches übernehmen.

\*            \*            \*

Am Montag begannen die

## Sektionssitzungen,

in denen sich das eigentliche wissenschaftliche Leben der Gesellschaft zeigte.

### I. Die Historische Sektion.

Ihr Programm umfaßte die Jahrhunderte des Mittelalters und der Neuzeit in weitem Rahmen.

Prof. Dr. Karl Bihlmeier - Tübingen hielt einen Vortrag über „Das erste allgemeine Konzil zu Nizäa 325 und seine Bedeutung. Zur 1600jährigen Gedächtnisfeier.“

Anläßlich der Stockholmer „Weltkonferenz für praktisches Christentum“ (August 1925) ist das erste allgemeine Konzil der Christenheit vor 1600 Jahren oft erwähnt worden. Die katholische Kirche hat allen Grund, sich dieser wahrhaft ökumenischen Synode dankbar zu erinnern, denn sie ist einer der großen Marksteine ihrer Entwicklung, eine großartige Manifestation ihrer Einheit, Geschlossenheit und weltüberwindenden Glaubenskraft. Nach einem kurzen Ueberblick über die Quellen wurden die Verhältnisse geschildert, die zum Konzil führten: das Auftreten des Arius, seine Lehre und ihre dogmengeschichtliche Bedingtheit (Schule Lucians von Antiochien), die Erregung in Alexandrien und vergebliche Bemühung des Bischofs Alexander, den Streit beizulegen, Ausdehnung der Wirren über den ganzen Orient, Sendung des Bischofs Hosius als Vertrauensmann Konstantins, Entschluß des Kaisers, die Sache durch ein Reichskonzil entscheiden zu lassen. Die Synode von ungefähr 300 Bischöfen aus allen Ländern des Reiches und darüber hinaus tagte zu Nizäa in Bithynien vom 20. Mai bis 25. Juli 325. Nie hat es wohl in der Geschichte der Kirche eine ehrwürdigere Versammlung gegeben. Vorsitzende waren höchstwahrscheinlich Hosius und die päpstlichen Legaten, Konstantin Ehrenpräsident. Bei den vorbereitenden und neben den Sitzungen herlaufenden Debatten spielte der jugendliche Diakon Athanasius, der Antipode des Arius, eine Hauptrolle. Die Glaubensfrage nahm weitaus den ersten Platz unter den Verhandlungsgegenständen ein. Drei Parteien sind auf der Synode zu unterscheiden: Arianer (etwa 22 oder 23 Bischöfe), Origenisten als unentschiedene



Mittelpartei, die streng Orthodoxen auf dem rechten Flügel. Das rein arianische Bekenntnis des Bischofs Eusebius von Nikomedien ward mit Entzweiung abgelehnt, das mißdeutbare des Eusebius von Cäsarea nach langen erregten Verhandlungen durch das homousios ergänzt und der Arianismus anathematisiert. Das Stichwort homousios (wesenseins) entsprach ganz der abendländisch-römischen Lehrüberlieferung; es ist anzunehmen, daß Hosius und die päpstlichen Legaten die Entscheidung in diesem Sinne gegeben haben. Wenn Konstantin, in theologischen Fragen ganz unerfahren, sich dafür einsetzte, so trieben ihn mehr politische — seine Friedens- und Einheitspolitik — als religiöse Beweggründe. Unter den weiteren Beschlüssen der Synode sind namentlich Kanon 4—7, betreffend die Provinzial- und Patriarchalverfassung, bedeutsam. Das Nizänum hat (trotz der keineswegs beendigten, ja erst beginnenden arianischen Wirren) auf Mit- und Nachwelt einen ungeheuren Eindruck gemacht, und mit Recht, denn seine dogmatische Entscheidung ist von einer Wichtigkeit, wie keine spätere in der Geschichte der Kirche, es zeigt ferner den Bund zwischen Religion und Wissenschaft, wie den zwischen Staat und Kirche, den Konstantin d. Gr. anbahnte, in seiner ganzen säkularen Bedeutung.

Nach Trier selbst führte der Vortrag von Professor Schuler, des Lehrers für Kirchengeschichte am Trierer Priesterseminar, der über die „Anfänge des Christentums in Gallien und dem Rheinlande“ eingehend berichtete.

Ausgehend von der Tradition der trierischen Kirche über ihre Gründung durch Schüler des hl. Petrus, für die er vor 27 Jahren als Alumnus des Trierer Priesterseminars eingetreten war (vgl. Pastor Bonus, Jg. 12. 1899/1900. S. 297—305, 345—352, 393—404, 489—497), zeigte er zunächst, wie bei ihm im Laufe der Zeit infolge größerer Vertrautheit mit historischer Methode und einschlägiger Literatur der Glaube an die Geschichtlichkeit der Trierer und der anderen gallischen Gründungslegenden geschwunden sei. Der Historiker dürfe sich aber mit dieser Erkenntnis nicht begnügen; er müßte auch der literaturgeschichtlichen Frage der Entstehung der Legenden nachforschen und dieselben in ihrer literarischen Art und als Geschichtsquellen ihrer Zeit zu verstehen suchen. Hier sei noch viel zu tun. Die Ausführungen des ersten Teiles sollten auch schon ein Beitrag sein zur Lösung dieser Aufgabe (durch Hinweis auf verschiedene unbewußte oder bewußte Entstehungsmöglichkeiten) und gipfelten in dem Wunsche, es möchten die gallischen Gründungslegenden einmal, etwa von den Bollandisten, in einer sie alle umfassenden Arbeit auf ihre Entstehung und gegenseitige Abhängigkeit, wie auch nach ihrer Auswirkung auf die Geschichte der betreffenden Kirchen untersucht werden.

Dann wandte der Vortrag sich der kritischen Schule zu, die eine allgemeinere Christianisierung Galliens erst seit der Mitte des 3. Jahrhunderts anerkennt unter Berufung auf einige Zeugnisse von Gregor v. Tours, Sulpicius Severus, Acta s. Saturnini, und in ihrem letzten Wortführer Duchesne sich vor allem stützt auf die alten gallischen Bischofslisten. Man könne Duchesne darin beipflichten, daß die Bischofslisten den Ansprüchen so vieler gallischen Kirchen auf apostolische Gründung nicht günstig seien. Aber sein Verfahren, die von ihm als „gut“ befundenen Bischofskataloge als positive Zeitmesser zur Errechnung der Anfänge der Kirchen zu benutzen, unterliege doch den zwei

Bedenken, daß es einerseits innerhalb der natürlichen Höchstgrenzen von etwa 40 bis 50 Jahren keine Normalregierungszeit eines Bischofs gebe und daß andererseits auch bei den „guten“ (d. h. vom 5. Jahrhundert ab mit der Chronologie im besten Einklang stehenden) Katalogen mit der Möglichkeit von Lücken für die frühere Zeit immer gerechnet werden müsse, da ja gerade die Anfänge der Kirchen naturgemäß und auch nach den Erfahrungen bei anderen Kirchen oft im Dunkel lägen. Die These Duchesnes, daß Lyon von 150 bis etwa 250 die einzige Bischofskirche für das ganze nördliche Gallien bis zum Rheine hin gewesen sei, stehe im Widerspruch zu den von Irenäus (Adv. Haeres. I. 10. 2) bald nach 180 bezeugten Kirchen in Germanien: *αἱ ἐν Γερμανίαις ἰδομένα ἐκκλησίαι*, die nach dem Wortlaut und nach der Denkart des Irenäus nur als Bischofskirchen verstanden werden könnten und links des Rheines zu suchen seien. Die neben den Bischofslisten für den Ansatz um 250 angerufenen Zeugnisse (Gregor v. Tours, Sulpicius, Severus, Acta Saturnini) seien, genau besehen, wenig beweiskräftig, und das Hauptzeugnis (Gregors von Tours) trage stark legendäre Züge.

Um an die wirklichen Anfänge des Christentums in Gallien heranzukommen, müsse man sich von der bisher als einzig möglich erachteten Alternative apostolischer Gründung oder Christianisierung nach 250 freimachen und zurückgehen auf die primären Quellen aus der Zeit des Irenäus und Cyprians (Ep. 68), denen gegenüber die viel jüngeren Quellen der beiden nicht unbefangenen Schulmeinungen nicht ins Gewicht fallen könnten. Aus jenen gleichzeitigen Quellen sei der Bestand der gallischen Kirche zur Zeit Cyprians und des Irenäus zu erheben. Von diesen sicheren Daten aus müsse man dann auf Grund der allgemeinen Geschichte Galliens und nach Analogie der allgemeinen Missionsgeschichte die Anfänge des Christentums in Gallien zu erschließen suchen. Duchesne gebe zu, daß das Christentum in Südgallien höchstwahrscheinlich schon in der ersten Zeit, in Marseille vielleicht schon seit der Zeit der Apostel, Fuß gefaßt habe. Wenn es für das Innere Galliens nicht zugänglich sei, müsse jedenfalls für den schmalen Streifen der Flußtäler von Rhone, Mosel und Rhein, auf der Grundlage des Irenäuszeugnisses über Kirchen in Germanien auch eine frühere Christianisierung angenommen werden, zumal dieses Gebiet auch aus verschiedenen Gründen der Romanisierung früher erschlossen wurde als das innere keltische Gallien. So ständen letzten Endes die rheinischen Kirchen mit Einschluß von Trier der apostolischen Zeit doch nicht ferne.

Die Reformationszeit berührte Privatdozent Dr. L o r t z aus Würzburg mit dem Vortrag über „Die Leipziger Disputation von 1519“.

Dem 19. Jahrhundert war der Vortrag von P. Josef G r i s a r S. J. aus München über H o h e n l o h e s P o l i t i k g e g e n - ü b e r d e m V a t i k a n u m.

Der Präsident Geheimrat Dr. F i n k e legte in einer Gedächtnisrede auf den verstorbenen Historiker Prof. Dr. Georg Hüffer „Die Anfänge des Historischen Jahrbuches“ dar, dessen erster Redakteur Hüffer gewesen war. Der Vortrag ist mittler-



weile 1925 mit einem Anhang wichtiger Briefe von katholischen und protestantischen Gelehrten im vierten Hefte des Historischen Jahrbuches erschienen.

Professor Dr. Wagner aus Freiburg in d. Schweiz sprach in zusammenfassender Weise über „Morgen- und Abendland in der Musikgeschichte“.

Ueber die gedanklichen, literarischen und künstlerischen Beziehungen zwischen Morgen- und Abendland hat die gelehrte Forschung längst ein bedeutsames Licht verbreitet; zuletzt hat Strzygowski nachdrücklich die Zusammenhänge der westlichen Kirchenbaukunst mit derjenigen Kleinasiens betont. Was die europäische Musik angeht, so war man seit Beginn der musikgeschichtlichen Forschung im vorigen Jahrhundert vornehmlich der Meinung, daß sie ein lateinisches Produkt sei und sich in gerader Linie aus der griechisch-antiken Musik über Rom entwickelt habe. Die das Mittelalter beherrschenden 5 Bücher de Institutione musica des Boetius und der römisch-gregorianische Kirchengesang schienen solche Zusammenhänge zu stützen. Seither hat sich die Forschung mit besonderer Stärke der Musik des Orientes zugewendet, zumal den Gesängen der christlichen Riten des Ostens, und das Bild verschob sich damit in merklicher Weise. Heute kann man es als sicheres Ergebnis der wissenschaftlichen Arbeit der letzten Jahrzehnte hinstellen, daß unsere europäische Musik in wichtigen Dingen dem Orient verpflichtet, nicht aber eine Fortsetzung der klassischen, antik-griechischen und -römischen Musik ist, die in den Stürmen der Völkerwanderung ihren Untergang gefunden hatte.

Nach einer Darstellung des Zustandes der griechisch-lateinischen Musik in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung ging der Redner zur Behandlung einiger Charaktere der mittelalterlichen Musik über, die sich unmöglich auf die antike Musik zurückführen lassen, welche aber deutlich auf diejenige des Orients hinweisen. Die mittelalterliche Tonschrift der Lateiner hat nichts gemein mit der Musikschrift der Antike, wohl aber sehr vieles mit den Musikzeichen der christlichen Riten Vorderasiens, der Byzantiner und Armenier; ihre Elemente, Striche, Punkte und Haken, lassen sich noch weit ins Innere Asiens als tonschriftliche Grundlage nachweisen. Die römischen liturgischen, sog. gregorianischen Gesänge arbeiten mit zahlreichen stilistischen Formen, die alle nachweisbar europäischen und lateinischen Gewohnheiten widersprechen. Des längeren verweilte Redner hier bei dem von ihm als Interpunktionsmelismatik oder -koloratur bezeichneten Verfahren, die letzten Silben vor dem Komma, Strichpunkt, Doppelpunkt und Schlußpunkt durch längere Tonverbindungen auszuzeichnen, während die Europäer, wie man aus zahllosen Gesangswerken geistlicher und weltlicher Art bis in die neuere Zeit beweisen kann, in der Regel nur die Akzentsilben der Worte in dieser Weise verzieren. Dies Verfahren des gregorianischen Chorals, das besonders in den Sololiedern zum Vorschein kommt, beherrscht aber ebenso den Kirchengesang der Orientalen aller christlichen Riten bis auf den heutigen Tag, ist sogar für die ältesten Judengemeinden neuerdings nachgewiesen worden.

In gleicher Weise ist der Chorgesang der Lateiner dem Osten verpflichtet, angefangen mit dem 4. Jahrhundert, wo sich die kleinasiatische Antiphonie in der ganzen Kirche zu verbreiten begann. Die römische Schola



Cantorum offenbart in einigen Amtsbezeichnungen ihrer Mitglieder griechische Einwirkungen, die man aus dem diplomatischen Aufenthalt Gregors I. in Byzanz, wo gerade vorher Justinian die kirchengesanglichen Verhältnisse an der Hauptkirche geordnet hatte, erklären oder aber mit den zahlreichen Päpsten griechisch-syrischer Herkunft in Verbindung bringen kann, die nach Gregor I. den Stuhl Petri einnahmen. Stark ist der östliche Einschlag auch in der Musikschrift der Lateiner, den Neumen, von denen viele griechische Namen tragen; besonders bedeutsam erscheint er in der rhythmischen Poesie, die seit Ephrem dem Syrer in die christliche Hymnodik eindrang bis auf Notker Balbulus, dessen Sequenzen die östliche Hymnenstrophik der lateinischen Poesie einverleiben.

Dieser unaufhörliche Austausch musikalischer Güter, den im Grunde die liturgische Entwicklung von Ost nach West ermöglicht hatte, hielt an bis zur Trennung der Ostkirche von Rom im 11. Jahrhundert. Seither gehen die Orientalen auch im Kirchengesange ihren eigenen, d. h. alten Weg weiter, während die beweglichere Eigenart der Lateiner sich bald zu der unermeßlichen Großtat anschickte, die bis heute das Wahrzeichen europäischer Musik bildet, die Mehrstimmigkeit, die der Orient nur aus dem Verkehr mit dem Westen kennt.

Auch die meisten unserer abendländischen Musikinstrumente stammen aus dem Orient. Die Orgel, bei den byzantinischen Kaisern ein Hofinstrument, gelangte erst bei uns zur Würde des Kircheninstrumentes, die sich dann mit höchsten Ehren behauptete, bis Mendelssohn im 19. Jahrhundert sie wieder ins Konzert einführte. Nach den Forschungen von Curt Sachs sind sogar die Saiteninstrumente aus dem Norden Europas, Leiern und Harfen, westasiatisches Gut, die Harfe gibt es bereits viele Jahrhunderte vor Chr. bei den Aegyptern, und zwar sogar in der großen, uns geläufigen Form; auch die Syrer des Altertums und Mittelalters haben sie gekannt. Besonders stark sind die Einwirkungen der islamischen Welt seit dem 9. Jahrhundert von Sizilien und Spanien her. Am italienischen Hofe Friedrichs II. weilten zahlreiche maurische Musiker männlichen und weiblichen Geschlechtes. Es ist bisher noch nicht im Zusammenhange untersucht worden, welche künstlerischen Einwirkungen die Kreuzzüge dem Abendlande zugeführt haben; sicher würde es sich lohnen, die Kreuzzugsliteratur einmal unter diesem Gesichtspunkte durchzugehen. Der Levantehandel der Republik Venedig verstärkte den orientalischen Einschlag. Auf solche Weise gelangte Europa in den Besitz der meisten spätmittelalterlichen Instrumente, nur hat es diese rastlos verbessert und zu einer den Orientalen unbekanntem Leistungsfähigkeit gebracht.

Die neueren Forderungen deutscher und spanischer Gelehrter, wie Burdag und Ribeira, haben Einwirkungen aus dem arabischen Spanien auch für die südfranzösische Gesangslirik der Troubadours wahrscheinlich gemacht; diese verwendete Formen, wie sie am Hofe der Kalifen von Cordova in Andalusien heimisch waren.

Bedeutsam waren endlich auch die Beziehungen der arabischen Musikgelehrsamkeit zur lateinischen seit dem 13. Jahrhundert, namentlich der Philosoph Alfarabi erfreute sich großen Ansehens bei den lateinischen Musikschriftstellern. Sicher war der Einzug des arabischen Aristotelismus nur eine der Aeüßerungen der weit ausgreifenden geistigen und kulturellen Befruchtungen des Okzidenten durch den Orient: sie umfaßte zahlreiche Gebiete geistiger Arbeit.

Vom 15. Jahrhundert an steht der europäische Westen musikalisch ganz auf eigenen Füßen; jahrhundertlang hatte der Orient Europa mit künstlerischem Rohstoff versorgt, den die ungleich vorwärtstreibendere Art der Lateiner höchsten künstlerischen Zielen dienstbar gemacht hatte. Kaum waren auch die aus dem Osten oder Süden stammenden Instrumente alle beisammen, da begann in Europas Nordosten, in den Niederlanden und in Venedig ein instrumentales Suchen und fröhliches Wagen, das bereits im 16. Jahrhundert eigene Formen zeitigte, das Ricercare, die Toccata, Suonata und Sinfonie.

Fortan spielte Asien nur mehr die Rolle des Empfängers und allmählich zog die europäische Musik in den Orient. Politische Handelsbeziehungen, aber auch europäische Missionare haben sie bis in den fernen Osten gebracht. Gleichzeitig begann die gelehrte Erforschung der östlichen Musik und ihre Nutzbarmachung für die Erkenntnis der Musikentwicklung der Menschheit. Nach vielen, namentlich methodisch unzureichenden Versuchen, arbeitet die exotische Musikforschung heute mit exakten Mitteln, phonographischen Aufnahmen und mathematisch genauen Methoden der Messung von Tonhöhen und Rhythmen. Das ist die beste Art, uns dankbar zu erweisen für all das künstlerische Gut, das uns aus dem Osten gekommen ist.

## II. Die Philosophische Sektion.

Die Philosophische Sektion nahm in ihrer Vormittagssitzung am 21. September zunächst einen Vortrag von Prof. Siegf. Behn-Bonn über „Phänomenologie und Abstraktion“ entgegen.

Der Vortragende behandelte die phänomenologische Wesensschau, darstellend und kritisierend, indem er vor allem die Frage ihrer Zuständigkeit für einzelne Gegenstandsgebiete prüfte. Dabei konnte er zeigen, daß die Abstraktion von den Phänomenologen vielfach verkannt und unterschätzt werde. (Der Vortrag wird im Philosophischen Jahrbuch der Görres-Gesellschaft erscheinen.)

Die Aussprache, an der sich die Herren Mausbach, Honecker, Engert, Behn und Dyroff beteiligten, führte zu dem Ergebnis, daß der Phänomenologie gegenüber keineswegs gänzliche Ablehnung, wohl aber eingehende Prüfung ihres Zuständigkeitsbereiches am Platze sei, und daß grundlegende Begriffe (wie die der Wesensschau, der Intuition, der Abstraktion) noch sehr der Klärung bedürften.

Den zweiten Vortrag hielt Prof. Max Horten-Bonn über „Weltanschauungsbildungen in der islamischen Mystik (Gunaid 910 † und seine Zeit)“. Prof. Horten führte etwa aus:

In der aufsteigenden Abbassidenkultur (d. h. von 800—950) sind viele Neubildungen des islamischen Weltbildes in die Erscheinung getreten, besonders in der Form der islamischen Mystik. Sie vollziehen sich auf der altislamischen Schicht und der persischen Kulturüberlieferung unter dem Einflusse der von allen Seiten andrängenden Antriebe, geschaffen durch den nach metaphysischen Tiefen suchenden persischen Genius.



Die Rätsel der islamischen Mystik werden einer Lösung genähert, wenn man sie als aus dem mystischen Erleben der Ekstase sich ergebend deutet. Der Mystiker erlebt in ihr eine unendliche Wirklichkeit, die zugleich Einheit und Weltfülle ist, alle Welt Dinge in sich schließend und umfassend, so daß das einzelne Individuum gleichsam in ihr versinkt und aufgeht. Indem aus diesem Allheitserlebnis die Weltvielheit gedeutet wird, erscheint sie als eine „relative Einheit“, die in einer „absoluten“ ruht, und Gott als diese letztere, die Ureinheit, das Ursein und der „Sinn“ der Welt. Damit nimmt Gunaïd schon den Gedanken vorweg, den später Rumi, 1274 †, formuliert, indem er Allah als „das Meer des Sinnes“ bezeichnet. Der Begriff der Einheit steht im Zentrum und wird in dreifacher Weise formuliert: 1. als absolute Einheit, 2. Allein-sein Gottes, so daß neben ihm kein selbständiges Sein der Welt mehr möglich ist, 'ifrâd, 3. All-einheit, in der wie in einem Ganzen alle Dinge umschlossen sind.

Die Welt Dinge werden durch „Grenzen“, rusûm, aus dem Ursein herausgehoben, bilden aber kein Eigensein, sondern nur ein Scheinsein, eine Maya. Aus dieser brahmanisch-plotinischen Weltspiegelung werden die vielumkämpften Grundbegriffe der Mystik verständlich. Die ethische Vollendung des Menschen kann nur darin bestehen, daß der Erdenpilger den „Trug“ der Weltvielheit verläßt und durch die „Vergottung“ in Gott versinkt, indem seine Eigenschaften und Funktionen durch solche Gottes „ersetzt“, qiyâm, oder mit solchen Gottes „vertauscht“, badal, werden. Die Identität mit dem Ursein wird dadurch erreicht. Der Sinn des Nirvanas, fanâ, wird nunmehr sichtbar. Es ergibt sich, indem die Seinsgrenzen fortfallen, d. h. die individuellen Dinge. „Grenze“ besagt nun aber eine Negation. Wenn diese geleugnet wird und fortfällt, ergibt sich eine P o s i t i o n. So ist das Nirvana kein Nichtsein in unserem Sinne, sondern die Abstreifung aller Seinsbeschränkungen, also die höchste Seinssteigerung und Seinsvollendung.

Auch die großen Probleme der Geschichtsphilosophie wurden beleuchtet: Kultursystem, Evolution, Relativismus. Wie jeder Mystiker sich seine Welt aus seinem Genius eigenartig formt, so ruht jedes Kulturganze auf einem eigenen Genius, der außerhalb einer „gesetzmäßigen“ Evolution sich seine Kulturkreise spontan schafft. Wenn demnach sich jeder Menschentypus seine kongeniale Kultur bildet, so ist damit doch nicht einem absoluten Relativismus das Wort geredet; denn die letzten Inhalte sind dieselben und das Relative wirkt sich nur in der Formung aus. — Die im Islam beständig erforderlichen Reformen vollziehen sich in der Mystik und unter ihrem Vortritte. Dies bedeutet, daß der Islam Fremdgedanken zu seinen Reformen bedarf, christlicher an ausschlaggebender Stelle — persönliches Fortleben nach dem Tode und visio Gottes sind Selbstverständlichkeiten —, während das Christentum seine Reformen aus eigenem Reichtume vollbringt. Wenn es ferner für orientalisches Denken eine Selbstverständlichkeit ist, daß an der Wurzel des Seins eine unendliche Wirklichkeit stehen muß, so erkennen wir darin die Spuren der philosophia perennis, indem der Orient die metaphysische Schau anerkennt, die die Scholastik in die monumentalen Worte kleidete: actus prior potentia.

Die Aussprache drehte sich, von einem Einzelproblem ausgehend, um die Frage des Einflusses islamischer Mystik auf abendländische Mystiker. Das Resultat der Diskussion, an der die Herren M a u s b a c h, G e y e r, H o r t e n, G r a b m a n n, A r t h u r S c h n e i d e r, W i t t m a n n, W a l l e s e r und

D y r o f f teilnahmen, kann dahin formuliert werden, daß die orthodoxe Mystik des Abendlandes lediglich infolge der Gemeinsamkeit der Quelle im Neuplatonismus mit der islamischen Mystik Uebereinstimmungen aufweist, daß ferner für die nichtorthodoxe Mystik die fragliche Abhängigkeit wohl nur indirekt auf dem Wege über die mystisch gefärbte arabische Philosophie und deren abendländischen Ausstrahlungen bestanden haben kann, daß schließlich eine endgültige Lösung der aufgeworfenen Frage durch kritische Textausgaben und eingehende Spezialuntersuchungen anzubahnen sei.

Die N a c h m i t t a g s s i t z u n g brachte an erster Stelle einen Vortrag von Prof. G r u n w a l d - R e g e n s b u r g über „G e s e t z - m ä ß i g k e i t i m S e e l e n l e b e n u n d E r z i e h u n g“.

Wollte man alle Gesetze, die man auf seelischem Gebiet glaubt gefunden zu haben, zusammenzählen, so würde man wahrscheinlich mehrere hundert erhalten. Die Schwierigkeit liegt hier darin, diese Gesetze durch einwandfreie Formulierung gegeneinander abzugrenzen. So wenig das bisher der allgemeinen, der differentiellen und der pädagogischen Psychologie gelungen ist, so notwendig ist für den Erzieher die Ueberzeugung von der Gesetzmäßigkeit im Seelenleben überhaupt; denn er wird dadurch zur Berücksichtigung der Individualität des Zöglings geführt. So wird er z. B. von Kindern mit verschiedenartiger Erbanlage bei gleichartiger Erziehung nicht gleichartige Ergebnisse erwarten oder ein phlegmatisches Kind ebenso behandeln wie ein sanguinisches; sonst würde er dem Arzte ähnlich sein, der etwa Schwindsucht mit denselben Mitteln heilen wollte wie Typhus. Wohl ist für den Pädagogen die völlig anders geartete Gesetzlichkeit der normativen Werte des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen, also der pädagogische Zielgedanke, bei weitem das Wichtigste. Aber aus der überragenden Bedeutung der normativen Wertgesetze für die Erziehung folgt doch nicht die pädagogische Bedeutungslosigkeit der psychologischen Entwicklungs- und Seinsgesetze; denn mit dem Ziel der Erziehung ist die Richtungsbestimmung des Weges nur im allgemeinen gegeben, über den nächsten und sichersten Weg ist damit noch nichts entschieden. Heute ist auch die Gefahr nicht mehr sehr groß, daß man diese psychologischen Gesetze einfach nach Art der sogenannten naturwissenschaftlichen Gesetze auffaßt, nachdem die Naturwissenschaft selbst eine Revision ihres Gesetzesbegriffes vorgenommen hat und sich der begrenzten Geltung ihrer einzelnen Gesetze bewußt geworden ist. Zur richtigen Auffassung des Verhältnisses zwischen der Gesetzmäßigkeit im Seelenleben und der Erziehung ist der beste Führer T h o m a s v o n A q u i n , von dem J. M a u s b a c h ohne Bedenken sagt, daß es keinen Philosophen in alter und neuer Zeit gebe, der die Verbindung von Leib und Seele so innig und wesenhaft sich vorgestellt hat, keinen, der in seiner Grundanschauung so vollkommen übereinstimmt mit der heutigen Biologie. Nach dem Fürsten der Scholastik bleibt nämlich die innere Gesetzlichkeit der niederen Stufe unangetastet, wenn ein höheres Sein und Leben hinzutritt, und die höhere Entwicklung bindet sich sogar in etwa an das niedere Leben. Selbst von der göttlichen Gnade gilt seit den Tagen der Scholastik das Axiom, daß sie die Natur nicht aufhebt, sondern vervollkommnet. Die Nichtberücksichtigung der psychologischen Entwicklungs- und Seinsgesetze führt notwendig zu jenem „unwahren Scheinwesen“, von dem R. L e h m a n n mit Recht sagt, daß es „der pädagogischen Rhetorik in Büchern



und Schulreden oft genug ein abstoßendes Gepräge verleiht“; nur darf man daraus nicht die Folgerung ziehen, wie das Lehmann tut, daß es ein doppeltes Ziel der Erziehung gebe, nämlich ein niederes, das das natürliche Leben der Seele betrifft, und ein höheres, das sich auf das Geistesleben der Seele bezieht. Der gute Erzieher ist tief von dem religiösen Gedanken durchdrungen, den der Psalmist (Ps. 126, 1) in die Worte kleidet: „Wenn der Herr das Haus nicht baut, arbeiten die Bauleute vergebens.“ Aber diese unerläßliche religiöse Einstellung darf dem Erzieher nicht zum Deckmantel für jene Trägheit dienen, die sich bei der Erziehungsarbeit um die psychologische Gesetzmäßigkeit nicht kümmert; sonst würde er jenem törichten Manne im Evangelium (Matth. 7, 26 f.) gleichen, der, unbekümmert um die Naturgesetze, sein Haus auf Sand baute.

Eine Aussprache fand aus Zeitmangel nicht statt.

Sodann berichtete Prof. Weiler-Trier, anknüpfend an die Aufgaben des Deutschen Instituts für wissenschaftliche Pädagogik in Münster, über die Tätigkeit der Trierer Zweigstelle, Prof. Honecker-Freiburg i. Br. über die Vierteljahrschrift für wissenschaftliche Pädagogik, Prälat Dompropst Prof. Mausbach-Münster über die jüngsten Arbeiten des Münsterer Institutes.

An einer anschließenden Besprechung aktueller Fragen des pädagogischen Lebens beteiligten sich die Herren Hoffmann-Darmstadt, Schnippenkötter-Essen, Honecker, Dyroff und Mausbach. Schulrat Müller-Sigmaringen regte an, die pädagogische Untersektion zu einer selbständigen Sektion zu erheben.

Das Philosophische Jahrbuch erschien in 4 Heften im Gesamtumfang von 25 Bogen. Das erste Heft, in seinem größten Teil dem hl. Thomas von Aquin gewidmet, handelte in 4 Aufsätzen über Persönlichkeit und Lehre des Aquinaten. Die übrigen 3 Hefte enthielten Abhandlungen über Fragen der systematischen Philosophie und der Philosophiegeschichte, Sammelberichte und Einzelreferate. Die Zahl der Abnehmer hat sich von 417 (im vorigen Jahre) auf 503 vermehrt. Die Schriftleitung liegt zurzeit in den Händen von Prof. Dyroff-Bonn und Prof. E. Hartmann-Fulda.

### III. Die Juristische Sektion

wählte ein sehr zeitgemäßes Thema „Das bayerische Konkordat, seine rechtliche Tragweite und seine kulturpolitische Bedeutung.“ Und die Person des Redners, des Prälaten Professor Dr. Scharnagl aus Freising,

war nicht minder bedeutungsvoll, weil er als Berichterstatter des bayerischen Landtages über das Konkordat sein Werden handelnd mit verfolgt hat.

Das alte bayerische Konkordat vom Jahre 1817 ist weder durch den Umsturz noch durch die neuen Verfassungen des Reiches oder Bayerns außer Geltung gesetzt worden. Der Umsturz hat nur eine Bestimmung des Konkordates, das landesherrliche Nominationsrecht auf die erledigten bischöflichen Stühle — ein persönliches Recht König Max' I. und seiner katholischen Nachfolger — undurchführbar gemacht. Die neuen Verfassungen konnten das Konkordat deshalb nicht außer Kraft setzen, weil es als völkerrechtlicher Vertrag nicht durch eine einseitig staatliche Gesetzgebung abgeändert oder aufgehoben werden kann. Jedoch hat die Reichsverfassung das Verhältnis von Staat und Kirche grundsätzlich neu geordnet, die bisherige staatliche Kirchenhoheit, die gerade in Bayern auf Grund der II. Verfassungsbeilage von 1818 zu sehr weitgehenden Eingriffen in das kirchliche Leben geführt hat, beseitigt, und die Religionsgesellschaften auf den Boden des gemeinen, d. h. des für alle geltenden Rechtes gestellt (Art. 137, Abs. 3). Es war deshalb notwendig, durch eine neue Vereinbarung den geänderten Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Verhandlungen begannen im Februar 1920, am 29. März 1924 wurde das Konkordat zwischen dem bevollmächtigten Papst Pius XI., dem Münchner Nuntius Exzellenz Pacelli und der bayerischen Staatsregierung abgeschlossen, am 15. Januar dieses Jahres hat der bayerische Landtag mit 73 gegen 52 Stimmen seine Zustimmung erteilt.

Der erste Teil des neuen Konkordates, Artikel 1 und 2, regelt die allgemeine rechtliche Stellung der katholischen Kirche und ihrer Orden in Bayern. Die Grundlage dafür bot die Reichsverfassung: für die Kirche Gewährleistung der freien und öffentlichen Ausübung der katholischen Religion, Anerkennung ihres Rechtes, im Rahmen ihrer Zuständigkeit Gesetze zu erlassen und Anordnungen zu treffen, ungestörte Ausübung des Kultes; für die Orden und Kongregationen Freiheit der Gründung und der Niederlassung, Freiheit in der Aufnahme ihrer Mitglieder, Gewährleistung ihres Eigentums, Wegfall der bis jetzt noch bestehenden Beschränkungen im Vermögenserwerb und der bisherigen besonderen Staatsaufsicht aus dem Titel der nicht mehr bestehenden staatlichen Kirchenhoheit.

Der zweite Teil des Konkordates (Artikel 3—9) enthält die am meisten bekämpften Bestimmungen über Schule und Erziehung. Hinsichtlich der Anstellung der Theologieprofessoren und der Religionslehrer an den höheren Lehranstalten und ihrer Ersetzung im Falle einer begründeten Beanstandung durch den Bischof wegen ihrer Lehre oder ihres sittlichen Verhaltens enthält Art. 3 das bisher geltende Recht. In Art. 4 § 2 sind die bisher nur auf budgetmäßiger Bewilligung des Landtages beruhenden konfessionellen Professuren für Philosophie und Geschichte an den beiden Universitäten München und Würzburg vertraglich festgelegt durch die Bestimmung, daß an beiden philosophischen Fakultäten „wenigstens je ein Professor der Philosophie und Geschichte angestellt werden soll, gegen den hinsichtlich seines katholisch-kirchlichen Standpunktes keine Erinnerung zu erheben ist“ — eine Einrichtung, die nicht nur im Interesse der katholischen Studierenden, sondern auch in dem der katholischen Wissenschaft und der Universitäten selbst liegt. Die Artikel 5 und 6, die umstrittensten von allen, enthalten die S i c h e -



rungen für die Bekenntnisschule, die in Bayern bisher schon die rechtliche und tatsächliche Regel gewesen ist. Artikel 5 sichert den Geist der Bekenntnisschule durch drei Bestimmungen. 1. Unterricht und Erziehung der Kinder an katholischen Volksschulen wird nur solchen Lehrkräften anvertraut, welche geeignet und bereit sind, in verlässiger Weise in der katholischen Religionslehre zu unterrichten und im Geiste des katholischen Glaubens zu erziehen; 2. die Lehrkräfte, welche an katholischen Volksschulen angestellt werden wollen, müssen nachweisen, daß sie eine dem Charakter dieser Schulen entsprechende Ausbildung erhalten haben; 3. der Staat wird bei der Neuregelung der Lehrerbildung für Einrichtungen sorgen, die eine diesen Grundsätzen entsprechende Ausbildung der für katholische Volksschulen bestimmten Lehrkräfte sichern. Diese drei Bestimmungen sind notwendige Folgerungen aus dem Wesen der Bekenntnisschule, das eben darin besteht, daß an ihr nicht nur der Religionsunterricht des betreffenden Bekenntnisses erteilt wird, sondern die ganze Schularbeit in Unterricht und Erziehung einheitlich auf dem Boden und im Geiste des Bekenntnisses erfolgt. Artikel 6 sichert den Bestand der Bekenntnisschule: in allen Gemeinden müssen auf Antrag der Eltern und sonstigen Erziehungsberechtigten katholische Volksschulen errichtet werden, wenn bei entsprechender Schülerzahl ein geordneter Schulbetrieb — selbst in der Form einer ungeteilten Schule — ermöglicht ist. Wichtig ist, daß die ungeteilte Schule damit allgemein als geordneter Schulbetrieb anerkannt ist, weil gerade dieser Vorbehalt in Art. 146 Abs. 2 der Reichsverfassung von den Gegnern der Bekenntnisschule entgegen seinem ursprünglichen Sinne eine Auslegung erfährt, welche die Bekenntnisschule in sehr vielen Fällen, namentlich für Minderheitskonfessionen, unmöglich machen würde. Von einem Widerspruche zur Reichsverfassung kann weder in Art. 5 noch in Art. 6 die Rede sein, denn wenn die Reichsverfassung einmal in Art. 146 Abs. 2 der Bekenntnisschule ihr verfassungsmäßiges Recht nach dem Willen der Erziehungsberechtigten eingeräumt hat, muß sich die Entwicklung, wenn das nicht ein leeres Wort sein soll, zwangsläufig in der Richtung vollziehen, die im bayerischen Konkordat eingeschlagen ist. Sehr bekämpft wurde auch Art. 8. Dessen erster Absatz gewährleistet der Kirche die Beaufsichtigung und Leitung des Religionsunterrichtes an den Volksschulen, Mittelschulen und höheren Lehranstalten, entsprechend dem Art. 149 Abs. 1 der Reichsverfassung, und in der Art und Weise, wie sie bereits durch § 28 des bayerischen Schulaufsichtsgesetzes vom 1. August 1922 geregelt ist. Nach dem zweiten Absatz steht dem Bischof und seinen Beauftragten das Recht zu, Mißstände im religiös-sittlichen Leben der Schüler und ungehörige Beeinflussungen in der Schule bei der staatlichen Unterrichtsbehörde zu beanstanden. Es handelt sich hier nur um ein Beanstandungsrecht, wie es nach Art. 148 Abs. 2 der Reichsverfassung jedem Vater zusteht, nicht um ein Visitationsrecht des weltlichen Unterrichts oder um eine Wiedereinführung der früheren geistlichen Schulaufsicht. Es liegt auch keine Preisgabe der staatlichen Schulhoheit vor; denn die erhobene Beanstandung wird von der staatlichen Behörde selbständig geprüft und nach Maßgabe der staatlichen Bestimmungen verbeschieden. Daß der Beanstandung, wenn sie als begründet befunden wird, durch entsprechende Abhilfe Rechnung getragen werden muß, ist selbstverständlich. Die Art und Weise, wie gegen den betreffenden Lehrer einzuschreiten ist, bemißt sich nach

den geltenden staatlichen Bestimmungen, insbesondere denen des bayerischen Lehrgesetzes von 14. August 1919, die durch das Konkordat keinerlei Aenderung erfahren haben.

Der dritte Teil (Art. 10 und 11) enthält die vermögensrechtlichen Bestimmungen. Schon nach dem alten Konkordat hatte der bayerische Staat die Verpflichtung, für die Bistümer eine Realdotation in Gütern und ständigen Fonds zu geben. Dieser Verpflichtung ist der Staat nicht nachgekommen, obwohl die Kurie wie die bayerischen Bischöfe zu wiederholten Malen darauf gedrängt haben. Im neuen Konkordat ist nun dieser zu Recht bestehende Anspruch der Kirche aufrecht erhalten. Da aber seine Verwirklichung bei den gegenwärtigen Verhältnissen in absehbarer Zeit nicht möglich sein wird, ist ausdrücklich vorgesehen, daß bis zur Durchführung der Realdotation eine Jahresrente zu leisten ist. Diese ist aber nicht in einer bestimmten Summe ausgedrückt, sondern wertbeständig gestaltet durch die Bestimmung, daß sie unter Zugrundelegung der im Konkordat von 1817 festgelegten Verpflichtungen und in Anlehnung an die entsprechenden Aufwendungen des Staates für seine eigenen Zwecke den jeweiligen wirtschaftlichen Zeitverhältnissen anzupassen ist. Für die Domkapitel ist vorgesehen, daß jene Kanoniker, welche das 70. Lebensjahr vollendet haben oder sonst nicht mehr dienstfähig sind, einen Koadjutor mit oder ohne Nachfolgerecht erhalten können; die Koadjutoren erhalten die gleichen Bezüge wie die statusmäßigen Kanoniker. Für die Diözesanseminarien, und zwar sowohl die Priester- wie die Knabenseminarien, war der Staat nach dem alten Konkordat verpflichtet, ebenfalls eine Realdotation zu gewähren; das ist aber nicht geschehen, sondern es wurden nur an die Priesterseminare für den letzten Kurs Zuschüsse gegeben. Im neuen Konkordat ist für die Seminarien der Anspruch auf Realdotation nicht mehr aufrecht erhalten, aber ausgesprochen, daß auch die bestehenden Knabenseminarien staatliche Zuschüsse erhalten sollen. Im ganzen sind in Art. 10 des Konkordates keine neuen Leistungen gegenüber dem bisherigen Stande, wie er sich im Laufe der Zeit entwickelt hat, enthalten. Es sind darin aber auch nicht alle Pflichtleistungen des Staates — so wenig wie im alten Konkordat — einzeln aufgeführt. Die nicht ausdrücklich erwähnten sind aber gesichert durch die allgemeine Bestimmung zu Eingang des Artikels 10, wonach der bayerische Staat seinen auf Gesetz, Vertrag oder besonderen Rechtstiteln beruhenden vermögensrechtlichen Verpflichtungen gegen die katholische Kirche in Bayern stets nachkommen wird. Die Leistungen des Staates zur Ergänzung des Seelsorgereinkommens sind nicht in das Konkordat aufgenommen; sie bleiben infolgedessen, wie in ihrer Höhe, so auch in ihrer Rechtsgrundlage unberührt, d. h. sie sind teils freiwillige, teils Pflichtleistungen.

Im vierten Teil des Konkordates (Art. 12—14) sind die Bestimmungen enthalten, welche die staatlichen Interessen auf kirchlichem Gebiete wahren. Artikel 12 gewährleistet den Fortbestand der acht bayerischen Diözesen in ihrem derzeitigen Umfange, so daß ohne Zustimmung Bayerns daran keine Aenderung vorgenommen werden kann. In Artikel 13 sind die einzelnen Erfordernisse aufgezählt, welche diejenigen Welt- und Ordensgeistlichen erfüllen müssen, die in der Diözesanverwaltung, in der Pfarrseelsorge oder im Religionsunterricht an öffentlichen Schulen verwendet werden, bayerische oder deutsche Staatsangehörigkeit, Absolutorium eines deutschen humanistischen Gymnasiums, philosophisch-theologisches Studium an einer deutschen Hoch-



schule oder einer der päpstlichen Hochschulen in Rom, bei Ordensleuten auch an einer Ordensschule nach c. 1365 cod. jur. can. Art. 14 Abs. 1 regelt die Besetzung der bischöflichen Stühle dahin, daß die bayerischen Bischöfe sowie jedes bayerische Domkapitel alle drei Jahre eine Liste geeigneter Kandidaten dem Papst unterbreiten, außerdem im Erledigungsfalle das Kapitel der erledigten Diözese nochmals eine besondere Vorschlagsliste aufstellt. Die Ernennung erfolgt durch den Papst, der sich gebunden hat, nur einen aus den verschiedenen Vorschlagslisten zu ernennen: es kann also in Bayern kein Geistlicher Bischof werden, der nicht von den bayerischen Bischöfen oder einem bayerischen Domkapitel vorgeschlagen ist. Die Besetzung der Kanonikate erfolgt abwechselnd nach Erledigungsfällen durch den Bischof oder das Kapitel. Von den bisher sehr zahlreichen staatlichen Nominationsrechten auf Pfarreien kommen alle in Wegfall, welche auf Privileg beruhten (die sog. Wechselfarreien und die ehemaligen Klosterpfarreien), es bleiben nur jene bestehen, welche als eigentliche Patronate auf einem der drei kanonischen Titel beruhen.

Das bayerische Konkordat ist getragen von dem beiderseitigen Willen, ein dauerndes harmonisches Zusammenarbeiten zwischen Staat und Kirche zu sichern. Es war keine Politik geheimer Vorbehalte im Spiele wie 1817, sondern beide Teile waren bestrebt, keine unerfüllbaren oder unerträglichen Verpflichtungen aufzuerlegen, und sind von dem ernstlichen Willen beseelt, alle übernommenen Verpflichtungen getreu zu erfüllen. Das Konkordat will auch dem Frieden zwischen den Konfessionen dienen, deshalb sind dem Landtag gleichzeitig mit ihm Verträge mit den beiden evangelischen Landeskirchen vorgelegt worden, die inhaltlich und zum Teil dem Wortlaute nach mit dem Konkordat übereinstimmen. Das bayerische Konkordat als Staatsvertrag ist eine feierliche Bekundung der bayerischen Staatspersönlichkeit; es wird aber nicht nur den bayerischen, sondern allen deutschen Katholiken zum Nutzen sein, weil es in ihm gelungen ist, das Verhältnis von Staat und katholischer Kirche in einer gerechten und den heutigen Bedürfnissen entsprechenden Weise zu regeln.

An den Vortrag schloß sich eine lebhaftere Aussprache, in der Prälat Professor Dr. K a a s aus Trier nachdrücklich für die Neuregelung der kirchenpolitischen Verhältnisse und deshalb für eine möglichst aktive Konkordatspolitik auch in Preußen eintrat. Er redete ferner unter Zustimmung des Prälaten Dr. Scharnagl einem Ausgleich zwischen Kulturbereich der Einzelländer und des Reiches das Wort.

Der zweite Vortrag von Professor Dr. N o t t a r p aus Bonn (jetzt in Königsberg) über K u l t u r g e s c h i c h t l i c h e s a u s dem deutschen Diasporakirchenrecht des 17. und 18. J a h r h u n d e r t s ist inzwischen im Druck erschienen.

Ausgehend von dem kirchenrechtlichen Verbot der *communicatio in sacris cum haereticis* wurde an den Verhältnissen im nachreformatorischen Deutschland gezeigt, wie die Wirklichkeit sich im Gegensatz zum strengen Recht ganz anders gestalten kann, daß diese Zustände jedoch vermöge der *vigens ecclesiae*

disciplina vom Kirchenrecht toleriert werden. So kam es im damaligen Deutschland nicht nur zur Entstehung von Simultaneen an Kirchengebäuden, sondern mancherorts auch zu einer historisch bedingten Kultusgemeinschaft, zu offiziell gemeinschaftlichem Gottesdienst der Geistlichen beider Konfessionen in ein und derselben Kirche, was im einzelnen zu kulturgeschichtlich höchst merkwürdigen Ergebnissen führte, die näher dargelegt wurden.

#### IV. Sektion für Altertumskunde.

Die Sektion für Altertumskunde hielt am Montag, 21. September, zwei Sitzungen ab, die beide sehr zahlreich besucht waren (ca. 60 Teilnehmer). In der ersten Sitzung berichtete der Vorsitzende J. P. Kirsch zunächst über die Tätigkeit der Sektion im Berichtsjahr (s. Beilage). Er teilte weiter mit, daß P. Dr. Ev. Mader auch im nächsten Jahre in Jerusalem bleiben wird und daß Prof. Rückert (Münster i. W.) ein Stipendium erhielt, um im nächsten Frühjahr ebenfalls nach Jerusalem zu reisen und seine Forschungsarbeiten dort fortzusetzen. Dann konnte er mitteilen, daß mit dem Jahre 1926 eine neue Reihe des „Oriens christianus“ beginnen wird, indem neben dem bisherigen Schriftleiter Prof. A. Baumstark nun auch Prof. A. Rückert und Dr. G. Graf, Pfarrer in Donauualtheim, in die Redaktion eintreten und auf diese Weise von 1926 an das regelmäßige Erscheinen der Zeitschrift gesichert ist. Diese einzige in deutscher Sprache erscheinende Zeitschrift für die Erforschung des christlichen Orients sei allen irgendwie interessierten Kreisen auf das wärmste empfohlen: die Zahl der Abonnenten muß erheblich gesteigert werden, wenn ihr Erscheinen gesichert werden und sie ihren Zweck vollständig erreichen soll.

Es folgten drei sehr lehrreiche und wichtige Vorträge, an die sich jedesmal eine interessante Diskussion anschloß.

1. Prof. Dürr (Braunsberg): Das Einzigartige und Eigenartige der jüdischen Religion. Unter allen orientalischen semitischen Religionen nimmt die jüdische eine ganz eigenartige Stellung ein, die sie gegenüber allen andern als eine ganz einzigartige charakterisiert. Dies zeigt sich vor allem in folgenden Punkten: a) Monotheismus. Der jüdische Monotheismus ist nicht zu erklären aus der babylonischen oder aus der ägyptischen Religion. Alle altsemitischen Völker außer den Juden hatten Polytheismus, und zwar zeigt die geschichtliche Entwicklung eine Erweiterung des Polytheismus. Der Monotheismus ist rein judaistisches Gut. b) Sittlich-universeller Monotheismus. Jahwe als Weltgott ist eigen judaistisch, bei den übrigen Semiten hatte jedes Volk seinen Gott, jeder Gott sein Volk. Ein universeller Gott, wie ihn die Juden verehrten, ist direkt unsemitisch. c) Die Tatsache des häufigen Abfalles von Jahwe bei den alten Juden. Dies finden wir bei keinem anderen semitischen



Volke, daß es von seinem Gott abgefallen wäre. Der Grund kann nur in der Eigenart des israelitischen Gottes liegen. d) Fehlen jeder geschlechtlichen Differenzierung in Jahwe, während bei den übrigen Semiten immer eine weibliche Gottheit eine große Rolle spielt. e) Israel hatte von Anfang an eine Zukunftsreligion. Jahwe hat das Volk erwählt; daher der Bundesgedanke, die Heilandserwartung, und eine Entwicklung der Offenbarung. Alles dies findet sich nirgends bei den übrigen Semiten. f) Alttestamentliche Geschichtsschreibung im Sinne einer Geschichtsphilosophie und Kulturphilosophie. Auch in dieser Hinsicht zeigt das Alte Testament gegenüber der übrigen semitischen Literatur eine einzigartige religiöse Höhenlage.

Prof. D r e r u p ((Nimwegen): *Zu Herodots Kompositionsprinzip und zur Entstehung seines Werkes*. Nicht nur neue Funde, sondern auch rein theoretische Forschungen können dazu führen, den wissenschaftlichen Aspekt literaturgeschichtlicher Fragen zu ändern. Aussichtsreich ist in dieser Hinsicht die Formforschung bezüglich der alten Literatur. Es gilt dabei, das Literaturwerk als solches zu bestimmen und in die Kunstentwicklung der literarischen Komposition einzustellen. Dadurch wird auch die Inhaltsforschung beeinflußt. Bisher stand bezüglich der alten Literatur die Entstehungsgeschichte im Vordergrund, nicht die Klarlegung der künstlerischen Komposition. Will man die letztere an dem Werke Herodots erforschen, so stellt sich die Frage: Was ist eigentlich das Buch des Herodot? Ein Lesebuch oder ein Vorlesebuch? Je nach dem Zwecke in dieser Hinsicht ergeben sich Merkmale, die für die Komposition von Bedeutung sind. Ein Vorleser muß in dem vorzulesenden Buche bestimmte in sich geschlossene Abschnitte, „Logoi“, haben. Nun spricht Herodot selbst von „Logoi“, aus denen sein Werk besteht. Der Ausdruck „Logoi“ hat verschiedene Bedeutungen; er bezeichnet bei Herodot auch einen bestimmten Abschnitt des Werkes; Herodot selbst verweist auf diese „Logoi“ seiner Schrift. Nun gibt es im ganzen 15 solcher „Logoi“ im ganzen Werke, und deren Umfang, so weit sie vollständig sind, schwankt in der letzten Teubner-Ausgabe zwischen zirka 48 bis 60 Seiten. Das sind Abschnitte, die in etwa 2½ bis 3 Stunden vorgelesen werden konnten. Das Werk ist für das Vorlesen geschrieben worden. Als Grundlage der Komposition des einzelnen „Logos“ ergibt sich ein klar durchgeführtes Schema von 3 mal 5 Abschnitten, von denen jedesmal fünf ein scharf umrissenes Thema behandeln. Diese ganze Anordnung stimmt mit den durch die inhaltliche Textkritik festgestellten unvollständigen Teilen völlig überein. Dieses neue Formalprinzip für die Komposition des Werkes von Herodot ist von großer Wichtigkeit für die Untersuchung der älteren griechischen Literatur. Herodot ist ein literarischer Formalkünstler, dessen schematische Kompositionsart das gleiche Kunstprinzip verrät, das sich im Homerischen Epos findet. Das ganze Werk Herodots bildet eine Einheit; einzelne Teile sind unvollendet.

In der kurzen Diskussion, die sich an den Vortrag anschloß, wurde auf die Bedeutung dieses neu festgestellten Formalprinzips auch für die Komposition einzelner Bücher des Alten Testaments hingewiesen, die wohl ebenfalls zum Vorlesen von vornherein bestimmt waren.

Prof. B a u m s t a r k (Bonn): *Die Urtexte erreichbarer Gestalt des stadtrömischen Sakramentars*. Das bisher älteste stadtrömische Sakramentar ist bekanntlich das reine Gregorianum, das Papst Hadrian an Karl d. Gr. schickte als Grundlage für die Vereinheitlichung der Liturgie im Frankenreiche. Zu einem vorhadrianischen Gregorianum führen

liturgische Bücher aus England, als Abkömmlinge eines stadtrömischen Meßbuches, das mit dem ältesten Antiphonar parallel geht, und diese römischen Quellen stammen aus dem 7. Jahrhundert. Sehr wichtig sind für die Untersuchung einzelne typische Heiligenfeste. In dem sogenannten gregorianischen Gelasianum sind zwei Quellen klar festzustellen: eine gallische auf römischer Grundlage und eine stadtrömische. Auch diese letztere geht in das 7. Jahrhundert hinauf, und den Archetypus dieses stadtrömischen Sakramentars verlegt Baumstark in die Zeit des Papstes Honorius I. Auf dieselbe Zeit weisen die englischen Quellen hin, und dabei denkt man in natürlicher Weise an den Johannes archicantor, der damals nach England geschickt wurde, um den römischen Gesang beim Gottesdienst einzuführen. Eine von P. Kunibert Mohlberg O. S. B. in der jüngsten Zeit untersuchte Handschrift aus Padua enthält nun ein solches stadtrömische Sakramentar, ein Zwillings sakramentar dessen, das unter Honorius I., kaum ein Vierteljahrhundert nach dem Tode Gregors des Großen, entstand. Nach Deutschland können diese römischen Meßbücher durch die Glaubensboten gekommen sein, die von England herüberkamen. — Eine größere Untersuchung von Baumstark über diese wichtige Frage wird in nächster Zeit im Druck erscheinen.

Die zweite Sitzung fand um 3 Uhr nachmittags statt, und zwar im Provinzialmuseum.

In dieser stark besuchten Sitzung hielt zuerst Dr. K u n e einen durch Lichtbilder beleuchteten Vortrag über die Baugeschichte der Stadt Trier in der römischen Zeit. Die von Augustus gegründete Stadt war nicht befestigt. Nach der um 270 erfolgten Zerstörung der Stadt wurde diese im Zeitalter Konstantins neu erbaut und mit prächtigen Baudenkmalern ausgestattet, und nun erhielt sie auch eine starke Befestigungsmauer, die den Umfang der Stadt kennzeichnet, der bedeutend größer war als bei dem mittelalterlichen und dem heutigen Trier.

Darauf legte Dr. L ö s c h k e die neuesten Funde vor, die im altrömischen Trier gemacht worden sind. Besonders hob er die in einer frühchristlichen Werkstätte für Glasschmuck entdeckten Gegenstände (darunter Ringe aus Glas mit christlichen Symbolen) hervor, dann mehrere altchristliche Tonlampen, die wohl aus Italien importiert wurden. Weiter zeigte und erklärte er eine Gruppe von Mithrasdenkmälern aus Trier. Zuletzt gab er eine Beschreibung der eben in Arbeit befindlichen Ausgrabungen in einem heidnischen heiligen Bezirk, wo mehrere größere und kleinere Tempel freigelegt wurden. Besonders interessant sind zwei Kultstatuen, die noch an Ort und Stelle gefunden wurden: eine Dea Mater und ein Stier.



Im Anschluß an diese Vorträge besuchten dann die Teilnehmer in zwei Gruppen, die eine unter Führung des Herrn Direktors Prof. Krüger, die andere unter Führung von Herrn Dr. Löschke, zuerst das Museum und dann das neue Ausgrabungsfeld.

So gestaltete sich diese Nachmittagssitzung zu einer höchst interessanten und lehrreichen Einführung in das römische und das altchristliche Trier, zu einer Veranstaltung, wie sie auf deutschem Boden eben nur die Augusta Trevirorum bieten kann.

## V. Sektion für Kunstwissenschaft.

In der kunstwissenschaftlichen Sektion sprachen:

1. Professor Dr. Neuß aus Bonn über die Prachtbibel des Thomas von Kempen.
2. Prinz Johann Georg von Sachsen über die Einflüsse der Nazarener auf die italienische Kunst.
3. Professor Dr. Reiners aus Freiburg (Schw.) über Probleme rheinischer Kunstgeschichte.

Dem Vortrage des letztgenannten Referenten lag folgender Ideengang zugrunde:

Der Begriff der rheinischen Kunst ist weder seinem Umfang noch seinem Inhalt nach eindeutig und einheitlich. Auch wenn man ihn, dem heutigen Sprachgebrauch folgend, auf die provinziellen Grenzen beschränkt, umschließt er doch noch einen Komplex verschiedener Kunstarten. In deutlichem Gegensatz stehen sich dabei zunächst gegenüber das südliche und nördliche Gebiet, getrennt durch die Eifelbarriere. Diese beiden großen Gegensatzgebiete sind aber auch in sich wieder differenziert und durchaus keine künstlerische Einheit. Im südlichen Teile treten Einflüsse des oberrheinischen Kulturkreises hinzu, die bis zur Nahe und sogar fast bis zur Mosel reichen. Das nieder-rheinische Gebiet aber scheidet sich in zwei Zonen, die des oberen und unteren Niederrheins. Gerade hier zeigt sich, wie sich die Grenzen der Kunstgebiete im wesentlichen mit den sprachlichen decken, die teilweise fast genau zusammenfallen. Die heutigen politischen Grenzen aber scheiden für die kunstgeschichtliche Betrachtung der Vergangenheit fast völlig aus. Die Kulturzusammenhänge gehen über diese Grenzen immer wieder hinaus. Sie binden Trier mit dem westlich angrenzenden, heute französischen Land bis zur Maas hin, weiter mit dem südlich angrenzenden Lothringer Gebiet mit der Hauptstadt Metz. Das nördliche niederrheinische Gebiet aber geht künstlerisch durchaus zusammen mit den angrenzenden, jenseits der heutigen politischen Scheidelinie liegenden Teilen von Belgien, Holland, und östlich mit Westfalen. Wichtiger sind die kirchlichen Grenzen. Sie lassen die Ausdehnung des Kulturkreises des Moselgebietes verstehen, die im wesentlichen die alte Trierer Kirchenprovinz umfaßt mit den Bistümern Trier, Metz, Toul und Verdun, die auch durch eine künstlerische Einheit gebunden werden. Wie sehr sich

diese kirchlichen Grenzen mit den künstlerischen zum Teil decken, zeigt sich vor allem am Mittelrhein, wo Andernach etwa die Scheidelinie darstellt zum Niederrhein. Es ist die alte Grenze zwischen Germania inferior und superior. Naturgemäß gibt es Uebergangsgebiete, bei denen sich die Einflußsphären kreuzen. Es sind dabei wieder die gleichen Landesteile, bei denen auch die Sprachforschung die Uebergänge und Vermischungen nachgewiesen hat. Das Maifeld ist ein solches charakteristisches Gebiet, bei dem sich der nieder-rheinisch-kölnische und der Trierer Kulturkreis begegnen.

Nicht nur in den Kunstformen, auch in den Zusammenhängen mit fremden Gebieten sieht man immer wieder dieselben Gegensätze, die jene andern noch verstärken. Das Trierer Land nimmt mannigfache Anregung aus der Champagne und dem Maasgebiet, die uns teilweise auch am Mittelrhein und in Hessen begegnen. Der niederrheinische Kunstkreis dagegen zeigt stärkere Beziehungen zu Nordfrankreich, vor allem der Normandie, die dagegen im Trierer Land nicht zu finden sind. Die oben angedeutete Trennung des nieder-rheinischen Gebietes in zwei Teile zeigt sich auch in den verschieden gerichteten Beziehungen. Der Kölner Kulturkreis weist immer wieder auf die südlichen Niederlande und Belgien, der andere dagegen fast stets nach Holland.

An einer Reihe von Beispielen wurden diese Gegensätze aufgezeigt und erweitert. Das Hauptgewicht wurde darauf gelegt, den Unterschied zwischen dem Kölner und dem Trierer Kunstkreis zu erweisen. Zunächst zeigt er sich deutlich in einem verschiedenen Raumempfinden, das sich in der gleichen Weise bei den romanischen und gotischen Bauten beobachten läßt. Ferner in den einzelnen Bauformen, sowohl in der Grundrißgestaltung, wobei das Mosel-Maasgebiet die polygonalen Chöre viel früher bringt als der Niederrhein, wie in der Dekorationsart und der Einzelform der Schmuckglieder. Es wurde nachgewiesen, wie manche Motive, z. B. die Apsidengestaltung mit den Laufgängen im Innern, die St. Aposteln zum ersten Male bringt und die sich auf die Normandie zurückführt, wobei sich der Weg von dort aus über Belgien an den Rhein fast Schritt für Schritt verfolgen läßt, wie dieses Motiv dem Trierer Kunstkreise durchaus fremd bleibt. Der Gegensatz wurde dann in gleicher Weise nachgewiesen für die Renaissance und das Barock, für Architektur und Plastik. Immer wieder zeigt sich dabei, wie die Kunst des Trierer Gebietes der mittel- und oberrheinischen Kunst vielfach näher steht als der kölnischen. Ein Problem wurde in diesem Vortrag erörtert, das bisher für die Kunstgeschichte noch kaum beachtet wurde, das ihr aber in seiner Lösung sicher in vieler Hinsicht reiche Förderung und Vertiefung bieten kann.

## VI. Mathematisch-naturwissenschaftliche Sektion.

Die mathematisch - naturwissenschaftliche Sektion brachte Vorträge von Dr. A. Gockel, Die Endlichkeit des Weltgebäudes im Lichte der neueren naturwissenschaftlichen Forschung.

Der Entropiesatz der Physik lehrt, daß alles Weltgeschehen einmal ein Ende nehmen muß dadurch, daß alle Temperatur- und Bewegungsunterschiede sich gegenseitig ausgleichen. Um dieser, wie er sagt, sehr fatalen Konsequenz zu entgehen, daß das Weltall dereinst in einen ungeheuren Kirchhof verwandelt würde, hat Nernst 1920 in einem Vortrag, betitelt das Weltgebäude im Lichte



der neueren Forschung, der mittlerweile schon in 2. Auflage erschienen ist, folgende Hypothese aufgestellt: Durch Schwankungen der sogenannten Nullpunktsenergie, d. h. der Energie, die innerhalb der Atome auch noch bei der Temperatur des absoluten Nullpunktes aufgespeichert ist, bilden sich im Weltall von Zeit zu Zeit radioaktive Elemente von kompliziertem Bau, die durch ihren Zerfall das Uhrwerk des Weltalls immer wieder neu aufziehen. Diese Bildung radioaktiver Stoffe, von der Nernst selbst zugibt, daß sie noch niemals beobachtet wurde, soll sich vorzugsweise vollziehen an gewissen Stellen der Milchstraße, an denen wir junge Sterne beobachten.

Die einzige experimentelle Stütze dieser ganz hypothetischen Annahme findet Nernst in einer Beobachtung seines Assistenten Kolhörster über die sogenannte durchdringende Strahlung. In unsere Atmosphäre dringt aus der Höhe eine Strahlung noch unbekanntes Ursprunges ein, die im Wesen der Strahlung der radioaktiven Stoffe gleicht, aber eine größere Durchdringungsfähigkeit als diese besitzt. Indem Kolhörster seine Apparate in Eisspalten auf dem Jungfrauoch aufstellte, fand er, daß diese Strahlung ein Maximum erreicht, wenn gewisse Stellen der Milchstraße, an denen Nernst die Bildung neuer Sterne vermutet, im Zenit stehen, und schließt daraus, daß an diesen Stellen sich radioaktive Massen in größerer Menge ansammeln.

Der Vortragende, der sich selbst eingehend mit dem Studium dieser durchdringenden Strahlung befaßt hat, zeigt nun, daß sich die Kolhörstersche Beobachtung auch auf andere Weise erklären läßt, und daß bis jetzt nicht die geringste experimentelle Stütze für die Nernstsche Annahme vorhanden ist, es könnten sich an irgend einer Stelle des Weltalls radioaktive Stoffe bilden.

Wir müssen also an der Annahme festhalten, daß die Dauer unseres Weltalls begrenzt ist.

Der Vortrag wird im philosophischen Jahrbuch der Gesellschaft erscheinen.

## Prof. Dr. J. H o p m a n n - B o n n : D e r B a u d e s W e l t a l l s .

Ziel des Vortrages war, eine kurze Uebersicht zu geben über unsere heutigen Kenntnisse von der Anordnung der Materie im Weltall. Dabei konnten in der Hauptsache nur die gesicherten Tatsachen zur Sprache kommen, nicht aber die Forschungsprinzipien und Beobachtungs- und Meßmethoden.

Zunächst wurde das typische Milchstraßensystem behandelt. Schon um 1800 hatten die „Sternaichungen“ der beiden Herschel ergeben, daß die Gesamtheit aller uns erreichbaren Sterne ein abgeschlossenes System bildet, ungefähr linsenförmiger Gestalt, nahe dessen Mitte wir uns befinden. Die Fortschritte der Meßkunst, sowie die Einführung der Helligkeitsmessung und Photographie in die Astronomie brachten im Laufe der Zeit ungeheuer viel neues Tatsachenmaterial, so daß — besonders durch die Arbeiten von Seeligers und Kapteyns — das Herschelsche Bild bestätigt und verfeinert werden konnte: über 1 Milliarde unserer Sonne gleichartiger selbstleuchtender Sterne befinden sich in einem linsenförmig begrenzten Raume. Größter Durchmesser zirka 30 000 Lichtjahre, kleinster zirka 6000 (ein Lichtjahr ist die Strecke, die das Licht im Laufe eines Jahres zurücklegt; 1 Lichtsekunde = 300 000 km, Entfernung Erde—Sonne  $8\frac{1}{4}$  Lichtminuten, der allernächste Fixstern ist zirka 4 Lichtjahre fern von uns). Dabei stehen die Sterne in der Mitte des Gebildes am dichtesten, während an den Grenzen die Dichte auf ca 1% gesunken ist. Im typischen Sternsystem ist vorläufig angenommen, daß wir

nahe der Mitte der kreisförmig begrenzten Hauptebene stehen. Künftiger Forschung bleibt es vorbehalten, zu untersuchen, ob das System nicht eher als 3-achsiges Ellipsoid oder dergl. aufzufassen ist und wir (d. h. die Sonne) merklich außerhalb seiner Mitte uns befinden. Verschiedene Anzeichen dafür liegen heute bereits vor.

Der zweite Teil des Vortrages befaßte sich mit dem wahren Milchstraßensystem. Bei den stellarstatistischen Arbeiten zur Herausschälung des typischen müssen alle Einzelheiten des wahren Systems verwischt werden. Dieses ist als stark wolkenartig, flockig gebaut aufzufassen. Es lassen sich da Klein- und Großformen unterscheiden. Jene sind die Milchstraßensternhaufen, wie die Plejaden, Praesepe, Hyaden usw., dazu kommen die hellen und dunklen Nebel- (und Staub-) Massen. Großformen sind die zahlreichen Wolken der mit freiem Auge beobachteten Milchstraße, wie sie die modernen Darstellungen geben. In einer derartigen Wolke befinden auch wir uns. Dieser „Sonnensternhaufen“ (vgl. local cluster) ist uns durch die Arbeiten von Charlier, Shapley, Pamekoek und Hopmann schon einigermaßen bekannt. Von uns aus gesehen erstreckt er sich vor allem in Richtung der Sternbilder des Schwan (Nordhimmel) und des „Kreuz des Südens“. Das Gros aller dieser Milchstraßenwolken und die Haupterstreckung des Gesamtsystems aber liegt nach den Arbeiten von Shapley und Hopmann in der Richtung des „Schützen“.

Die Frage „Was wissen wir von Welten außerhalb des Milchstraßensystems“ suchte der dritte Teil des Vortrags zu beantworten. Zu ihnen gehören nach den Arbeiten Shapleys heute gesichert die „kugelförmigen Sternhaufen“, einige 90 an Zahl. Jeder ist eine Zusammenballung von über 100 000 Fixsternen auf einem Raum von einigen 300 Lichtjahren Durchmesser. Dabei liegen sie seitlich der Milchstraße zwischen 20 000 und 200 000 Lichtjahren von uns ab; ähnlich auch die beiden „Magelhanischen Wolken“ am Südhimmel. Unentschieden ist heute noch das Problem der „Spiralnebel“. Einige Astronomen sehen sie als Gebilde innerhalb unseres Milchstraßensystems an, die Mehrzahl aber als Welten, unserem eigenen System an Größe und Form gleich; sie hätten dann etwa 30 000 Lichtjahre Durchmesser und Entfernungen, die in die Millionen von Lichtjahren gehen.

Es erhebt sich zum Schlusse da die Frage „Ist das Weltall — naturwissenschaftlich gesprochen — unendlich?“ Sie hat zweierlei Antwort bekommen. Einmal führt die allgemeine Relativitätstheorie Einsteins auf eine 4-dimensionale endliche, aber unbegrenzte Raumzeitmannigfaltigkeit, auf die aber der Kürze wegen nicht näher eingegangen wurde. Versuche, sie an Hand der Spiralnebelbeobachtungen experimental nachzuweisen, sind bis heute unentschieden geblieben. Andererseits hat Charlier in Lund nachgewiesen, daß bei passender Verteilung der Materie man eine unendliche Welt (mathematisch) aufbauen kann, ohne mit den Gesetzen der Himmelsmechanik oder Beobachtungstatsachen in Widerspruch zu geraten.

Im Anschluß an eine Zusammenfassung des ganzen ca. 1¼ stündigen sehr stark besuchten Vortrages wurden in Form einer Modellwelt (Distanz Erde — Sonne = 1 mm, Größe der Sonne  $\frac{1}{100}$  mm, der Erde =  $\frac{1}{10\,000}$  mm, die nächsten Fixsterne dann in ca. 1 km Entfernung, einzelne Sternhaufen 100—1000 km, die Milchstraße so groß wie Deutschland usw.), die Dimensionen im Weltall nochmals veranschaulicht. Etwa 25 Lichtbilder erläuterten die Ausführungen.



Studienrat Dr. Robert Stein (Leipzig): Görres in der Naturwissenschaft. Vorgetragen in der mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung. Trier, 22. September 1925.

Görres veröffentlichte im Jahre IX der französischen Republik, d. h. in der Zeit zwischen September 1800 und September 1801, seine Uebersetzung der Fourcroyschen Tableaux synoptiques de chimie, die eben erst im Jahre VIII der Republik — erschienen waren; die Görres'sche Uebersetzung hat den Titel „Synoptische Tabellen über den ganzen Umfang der Chemie von A. F. Fourcroy“; seinen eignen Namen nennt Görres auf dem Titelblatt nicht, nur die Vorrede unterzeichnet er. Die Uebersetzung war besonders schwierig, weil es sich um die Uebertragung einer ganz neuen Sprache handelte: Die Sprache der neuen Lavoisierschen Chemie; nur ein Fachmann konnte diese Arbeit leisten; von der Fachkritik wurde die Görres'sche Arbeit einhellig als die beste anerkannt, während die gleichzeitigen Uebersetzungen des Wiener Arztes Heidmann sowie des Chemieprofessors Eschenbach von der Universität Leipzig mehr oder weniger Tadel fanden.

Görres' Vorrede nun ist eine wissenschaftliche Abhandlung über die Einteilung der Elemente hinsichtlich ihrer Oxydationsfähigkeit; bedeutsam ist hierbei sein Satz von der Stärke der Gravitation oder Affinität, worin ein allgemeiner Begriff (Affinität) durch eine meßbare Größe (Sauerstoffmenge) ausgedrückt wird; bedeutsamer noch ist die Auswertung der Zahlen; die Aufstellung der Differenzen erinnert geradezu an jene zum Aufbau des natürlichen Systems der Elemente. Und daß Görres vollends noch unbekannte Stoffe durch Interpolation auszumitteln sucht, ist erst recht erstaunlich. Diese Darlegungen wurden auch entsprechend gewürdigt. Im Jahre 1801 druckte sie Scherer in seinem Allgemeinen Journal der Chemie ab unter dem Titel: „Neue Einteilung der Grundstoffe in Hinsicht auf ihre Oxydationsfähigkeit“. Scherers Journal war damals die bedeutendste chemische Zeitschrift. Friedrich Wolfs Annalen der chemischen Literatur brachten die Görres'schen Darlegungen im Jahrgang 1802. Diese Gedanken konnten also weiterwirken. Döbereiner, Pettenkofer, Lothar Meyer und Hendelajeff sind hier zu nennen.

Scherers Nachfolger in der Journal-Schriftleitung bemühte sich um Görres Mitarbeit (Brief vom 23. Mai 1804); Callisens „Medizinisches Schriftstellerlexikon“ (1851) widmet Görres eine Lebensbeschreibung, eine Aufzählung seiner Schriften und Angabe der Beurteilungen; S. Günther (München) urteilt 1916 über Görres auf Grund meiner Arbeiten (Wiederauffindung der Tabellen): „Man kann den eigenartigen Mann in der Geschichte chemischer Forschung und Lehre nicht außer acht lassen... Man darf ihn so wenig wie Döbereiner den Älteren mit v. Baader, Ennemoser, Windischmann und auch Otten auf eine Stufe stellen“ (Mittlgn. z. Gesch. d. Med. u. d. Naturwiss.; XV, 217).

Görres hat sich um die Einführung der neuen Lavoisierschen Lehre durch literarische Arbeit wie durch seinen Unterricht in Koblenz verdient gemacht. Daß er naturwissenschaftliche Versuche anstellte, wissen wir aus mancherlei Briefen; sehr bedeutsam scheint der neue Fund von Geheimrat Schellberg zu sein, es handelt sich um einen Band Aufzeichnungen des jungen Görres über naturwissenschaftliche Versuche und Beobachtungen.

In seinen naturphilosophischen Büchern, in der Mystik (darüber die Freiburger Dissertation von M. Wesseling 1924), auch sonst in seinen Werken

finden sich naturwissenschaftliche Erörterungen; noch in der letzten Zeit seines Lebens schaffte er sich das große Gehlersche Physikalische Wörterbuch an. Es ist eine gerechte Forderung, daß Görres noch nachträglich in Poggen-dorffs literarisch-biographischem Handwörterbuch gewürdigt wird.

## H. Sierp (München): Die Reizbarkeit der Pflanzen.

Die Reizbarkeit gehört mit zu den sichersten Zeichen für die Lebendigkeit eines organisierten Gebildes. Sie besteht darin, daß der Organismus imstande ist, auf die verschiedensten äußeren Einwirkungen zu reagieren, aber nicht so wie die leblosen Gebilde auf Veränderungen in ihrer Umgebung zu antworten pflegen, wo stets zwischen der Ursache und der Reaktion eine bestimmte Beziehung besteht, sondern für sie ist charakteristisch, daß diese Beziehung fehlen kann. Der Reiz liefert deshalb nicht die Energien für die Bewegung, sondern er ist nur die Ursache für die Auslösung von im Organismus steckenden Energien. Bei diesen Auslösungserscheinungen spielt das Protoplasma der lebenden Substanz stets die wichtigste Rolle.

Die Pflanze ist nicht bewegungslos, sondern kann große „Lebendigkeit“ zeigen, wie dies an der Hand mehrerer Beispiele erläutert wird. Solche Bewegungen lassen unmittelbar erkennen, daß auch die Pflanzen im weitestgehenden Maße durch äußere Faktoren gereizt werden können.

Der Begriff der Reizbarkeit hat sich im Laufe der Jahre sehr gewandelt, und auch heute noch sind wir weit davon entfernt, ihn klar zu erfassen. Wenn wir diesen Begriff, so wie er heute aufgefaßt wird, richtig verstehen wollen, so müssen wir ihn historisch betrachten und zusehen, wie er langsam zu dem geworden ist, was er heute ist.

Zu Linnés Zeiten hütete man sich, von der Reizbarkeit der Pflanzen zu reden, weil diese mit dem Sentire der Tiere gleichgesetzt wurde. Pflanzen waren solche Gebilde, welche im Gegensatz zu den Tieren nicht empfinden konnten. Man bemühte sich krampfhaft, alle ohne weiteres in die Augen fallenden Bewegungserscheinungen, wie die Schlafbewegungen, Bewegungen der Sinnpflanze u. a. als rein mechanisch abzutun. Dieses wurde auch nicht besser in der ersten Epoche pflanzenphysiologischen Forschens im Beginne des 19. Jahrhunderts. In dieser Zeit stand alles unter dem Einfluß der riesengroßen Fortschritte auf chemischem und physikalischem Gebiet, und man glaubte auch die Rätsel des Lebendigen mit diesen Gesetzen zwingen zu können. Man lehnte auch in dieser Zeit die Reizbarkeit ab, man hielt sie jetzt aus naturwissenschaftlichen Gründen für unbequem und für unnötig zur Erklärung der Lebensvorgänge.

Die bahnbrechenden Untersuchungen auf anatomischem Gebiet, vor allem von Hugo Mohl, Schleiden und Schwan, die nun einsetzen und die das bis dahin so verworrene und unklare anatomische Bild der Pflanze beseitigen, lassen zum ersten Male erkennen, daß die Pflanzen doch nicht soweit vom Tiere abzustellen sind, wie man dies bisher angenommen hatte. Was Schwan zuerst ausgesprochen hatte, wurde durch die Untersuchungen von F. Cohn, M. Schulze und W. Kühne zur Gewißheit erhoben, daß die pflanzliche Substanz und die tierische Sarkode, wie der Träger der Lebensfunktion der Tiere genannt wurde, identisch seien, daß also Pflanzen und Tiere sich aus denselben Bausteinen aufbauen. Unterdessen sind auch die Bewegungserscheinungen der pflanzlichen Mikro-Organismen gefunden worden. Die Auffindung dieser



hatte in der damaligen Zeit bei der Auffassung des Wesens der Pflanze, wie dies wohl begreiflich, eine verblüffende Wirkung, was beispielsweise auch darin zum Ausdruck kommt, daß Unger, der die Schwärmosporenbildung eines Vaucheriafadens zum ersten Male beschreibt, seiner Arbeit keinen anderen Titel zu geben wußte, als: „Die Pflanze im Moment der Tierwerdung“. Es setzen weiter die bekannten und bedeutenden entwicklungsgeschichtlichen Studien, besonders von Hofmeister und Darwin, ein, wodurch bis dahin unüberbrückbar erscheinende Kluften zwischen verschiedenen Organismengruppen ausgefüllt wurden. Alle diese Beobachtungen und Entdeckungen führten mehr und mehr dazu, zwischen den Pflanzen und Tieren nunmehr keinen prinzipiellen Unterschied mehr zu sehen.

Die mächtig aufgeblühte Experimentalforschung beschäftigt sich im Gegensatz zu früheren Epochen mehr mit den Bewegungserscheinungen und fand, daß die so einfachen Erklärungsweisen der Bewegungsvorgänge, wie man sie bis dahin gegeben, doch nicht ausreichten, daß hier Vorgänge vorlägen, welche, was die Feinheit der Empfindung und Erregung angeht, in nichts denen der Bewegungserscheinungen der Tiere nachstehen. So ringt sich am Ende der 70er und im Anfang der 80er Jahre die Ueberzeugung durch, die einzelne Forscher wie Dutrochet und Fechner schon früher gelegentlich und ahnungsweise ausgesprochen hatten, daß das pflanzliche Leben wie das tierische von Reizwirkungen beherrscht sei, daß die äußeren wie die inneren Einflüsse, wie man das vom Tiere her wußte, nicht unmittelbar einwirken, sondern daß diese Einwirkungen nur Auslösungsvorgänge seien. Dieser für die Auffassung des Pflanzenlebens so bedeutungsvolle Fortschritt in der Erkenntnis ist vor allem mit den Namen von Darwin, Sachs und Pfeffer verknüpft.

Besonders der letztere war es, welcher eine klare Formulierung des Reizbegriffes zu geben versuchte, welcher nach dem Vorgange von Joh. Müller, Du Bois-Reymond, Fechner und anderen Forschern auf tierphysiologischem Gebiete dem Begriff der Reizbarkeit den mechanischen Begriff der Auslösung zugrunde legte. Nach Pfeffer sind solche Auslösungsvorgänge überall zu finden, sie sind kein Ausnahmefall mehr, kein besonderes Vorrecht einzelner Pflanzen, sondern eine fundamentale Eigenschaft aller lebenden Substanz, sie sind so mit dem ganzen Getriebe verkettet, daß es vielleicht keine Einzelreaktion gibt, in welcher nicht Reize als veranlassende, hemmende, vermittelnde oder regulierende Glieder eine Rolle spielen und spielen müssen. In dieser Richtung soll zwischen Pflanzen und Tieren überhaupt kein Unterschied bestehen. Der Pflanzenphysiologe geht nun folgerichtig in die Schule der Tierphysiologen. Das drückt sich auch äußerlich in seiner Sprache aus, man spricht nun von Sinnesorganen, von Erregung, von Stimmung, von Ermüdung, man bestimmt Schwellenwerte, die Präsentationszeit, die Reaktionszeit usw.

Zwischen Tieren und Pflanzen besteht nunmehr kein Unterschied mehr. Beide Reiche sind nur graduell verschieden in bezug auf Vielseitigkeit und Vollkommenheit der Einrichtungen, ihrem Wesen nach sollen sie gleich sein. Man geht jetzt vielfach sogar soweit, daß man vom subjektiven Empfinden, ja vom Wollen und Denken der Pflanze redet, man überträgt zum mindesten nun das früher für die Tiere reservierte Sentire ganz auf die Pflanzen. Jost hat in der neuen Auflage seiner Pflanzenphysiologie (Band 2) mit vollem Recht darauf hingewiesen, daß diese einfache Gleichsetzung nicht statthaft ist, daß man alte Namen auf neue Begriffe hier übertrage, ohne sich über den Inhalt dieser klar geworden zu sein. Es steht heute einwandfrei fest, daß

Pflanzen lebende Gebilde sind, daß sie die Reize empfinden, aber damit ist nur gesagt, daß dem Reiz eine Induktion gefolgt ist, über das Wie wissen wir noch gar nichts. Ein Nervensystem, wie es bei Tieren ausgebildet ist, suchen wir bei den Pflanzen vergebens. Die Bewegungserscheinungen der Pflanzen sind nicht ohne weiteres mit den Reflexbewegungen der Tiere gleichzusetzen.

Die Pflanzen haben mit den Tieren als lebende Organismen die Reizbarkeit überein. Hierin sind sie deutlich von den leblosen Gebilden getrennt. Was sind nun aber Pflanzen und was sind Tiere? Wir kennen die deutlichen Unterschiede zwischen den Grundeigenschaften dieser beiden Reiche noch nicht, wir suchen sie erst. Um das Wesen der Pflanze zu ergründen, wird jederzeit die Erforschung des Begriffes Reizbarkeit ein gewichtiges Wort mitzureden haben. Alle Bewegungen wurden zunächst rein mechanisch erklärt, man setzte sie den Bewegungen der toten Körper gleich, die weitere Erforschung brachte sie immer mehr zu denen der Tiere herüber. Neuerdings schlägt das Pendel wieder mehr nach der entgegengesetzten Seite. Von verschiedenen Physiologen wird gegen den Begriff der Reizbarkeit wieder Sturm gelaufen, und man will wieder mehr eine mehr mechanische Erklärung bevorzugen. Der Pendelausschlag nach dieser Seite wird, das kann als sicher gesagt werden, nicht mehr so groß sein, wie er früher gewesen, als jede Bewegung ohne jede Beteiligung der lebenden Substanz zustande kommen sollte. Das Pendel wird vielleicht bald wieder nach der anderen Seite ausschlagen, aber auch dieser Ausschlag dürfte nicht mehr so groß sein, wie er es gewesen, die Pflanzen werden sich immer in einer gewissen Distanz von den Tieren halten. So wird es noch weiter hin und her gehen, aber die Ausschläge werden sicherlich kleiner und kleiner werden, und wir werden uns so langsam dem wahren Begriff der Pflanze nähern.

### Dr. A l o y s M ü l l e r (Bonn): R a u m , Z e i t u n d M a t e r i e .

Die Aufgabe ist, das Problem philosophisch zu behandeln. Darum sollen an erster Stelle die Voraussetzungen, an zweiter der Weg, an dritter die Mittel, an vierter die Ergebnisse dieser Problembehandlung besprochen werden.

Die Voraussetzungen liegen in dem Unterschied der naturwissenschaftlichen und der metaphysischen Arbeit. Die Naturwissenschaft bearbeitet die phänomenologische Welt. Die phänomenologische Welt ist die Welt des gewöhnlichen Lebens, die in ihrer ganzen Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit einfach da ist und von niemandem geleugnet werden kann. Diese Welt ist metaphysisch angedeutet, sie ist das Material, bei dem die Metaphysik erst anfängt. Der Naturwissenschaftler steht dieser Welt auch theoretisch gegenüber, aber nicht theoretisch-metaphysisch, sondern theoretisch-naturwissenschaftlich, d. h. er deutet zwar die vorwissenschaftliche phänomenologische Welt in eine wissenschaftliche um, aber er geht niemals aus der Sphäre der phänomenologischen Welt hinaus. Alles, was er sucht und finden kann, liegt notwendig in dieser Welt, weil es seine Aufgabe ist, das Individuelle dieser Welt im Gesetzmäßig-Allgemeinen zu erfassen. So sind z. B. auch Atome, Elektronen, Erbmasse, Rot- oder Grünprozesse und dergl. keine metaphysischen Dinge. Naturwissenschaft und Metaphysik liegen also in zwei total verschiedenen Erkenntnisschichten. Das Verhalten des Physikers unter den Naturwissenschaftlern bedarf eines besonderen Wortes. Der Physiker erfaßt den physischen



Gegenstand ausschließlich messend. Dadurch werden für ihn alle physischen Gegenstände Maßgegenstände, auch Raum und Zeit; denn Raum und Zeit sind so gut wie Elektrizität, Wärme usw. Elemente der physischen Welt.

Der Weg, der zu einer metaphysischen Auffassung von Raum, Zeit und Materie führt, zerfällt in einen allgemeinen und einen besonderen.

Der allgemeine führt überhaupt in das metaphysische Gebiet des Raum-, Zeit-, Materie-Problems ein. Es gibt neben der erfaßbaren Abhängigkeit und Unabhängigkeit der Umwelt vom Ich, die die Naturwissenschaft behandelt, auch noch eine prinzipiell unerfaßbare Abhängigkeit und Unabhängigkeit. Diese Abhängigkeit bzw. Unabhängigkeit kann nur durch Schließen vom Erfaßbaren her gewonnen werden. Sie bedeutet das Allgemeine unseres metaphysischen Problems. Metaphysisch ist alles das, was prinzipiell unerfaßbar ist und nur vom Erfaßbaren aus erschlossen werden kann. Dieser allgemeine Weg führt zu einem metaphysischen Realismus. Der Beweis dafür ist einfach, wenn man das Problem rein sieht und keine Erkenntnistheorie hineinmengt.

Der Ausbau dieses Realismus erfolgt auf dem besonderen Wege. Raum und Zeit dürfen nicht einfach ins Metaphysische übertragen werden. Sobald wir nämlich den Realismus vertreten, nehmen wir an, daß metaphysische oder übersinnliche Realitäten auf die Seele wirken, daß also unsere Umwelt die Erscheinungswelt des Uebersinnlichen ist. Nun hängt aber das Resultat jeder Wirkung nicht nur von dem Gegenstande ab, der wirkt, sondern auch von dem, auf den gewirkt wird. Jedes solche Resultat ist eine Synthese. So muß auch die Erscheinungswelt und so müssen auch Raum und Zeit als ihre Elemente Synthesen aus übersinnlich-objektiven und übersinnlich-subjektiven Faktoren sein. Wenn es gelänge, die Anteile dieser Faktoren an der Synthese zu scheiden, dann könnten wir auf die Struktur des Uebersinnlichen schließen. Das ist aber möglich. Denn auf der subjektiven Seite kann nur das liegen, was allem Räumlichen bzw. allem Zeitlichen gemeinsam ist. Das ist beim Raum das Auseinander, bei der Zeit das Nebeneinander. Alle individuellen Unterschiede müssen von den übersinnlich-objektiven Faktoren herrühren, die natürlich so beschaffen sind, daß ihre Zustände als im Auseinander und Nacheinander seiend aufgefaßt werden müssen. Somit gibt es keinen Zug in der phänomenologischen Welt, der nicht irgendwie im Uebersinnlichen grundgelegt wäre.

Die Mittel oder der Ausgangspunkt zum Gang ins Uebersinnliche bildet also die phänomenologische Welt. Ihre Struktur gilt es hinsichtlich Raum, Zeit und Materie festzustellen.

Die Wissenschaft liefert folgendes phänomenologische Bild von Raum, Zeit, Materie. Es gibt nur zwei Arten von physischen Gegenständen. Der erste ist das elektromagnetische Feld, das als selbständige Realität gefaßt werden muß. In ihm bilden sich aus noch unbekanntem Gründen Energieknoten, die als Elektronen und Atomkerne die Materie zusammensetzen. Daneben gibt es ein selbständiges Führungsfeld, das, in der Sprache der Minkowski-Welt gesagt, die Weltrichtung eines Körpers von Moment zu Moment überträgt. Die Gravitation ist eine Störung des Führungsfeldes durch den Einfluß der Materie. Das Führungsfeld existiert auch, wenn keine Materie da ist. Die weiterreichenden Gedanken einiger Physiker, die elektromagnetisches Feld und Führungsfeld in eins fassen, sind abzulehnen, weil darin die Verwechslung von physischen und physikalischen (Maß-) Gegenständen eingeht, die für viele Relativitätstheoretiker typisch ist.

Neben dem wissenschaftlichen ist das vorwissenschaftliche Bild zu berück-

sichtigen. Hier stellt sich der Raum als etwas unmittelbar Gegebenes und darum Selbständiges dar. Die Dinge haben eine große Abhängigkeit vom Raum. Die Zeit ist viel intimer mit den Dingen verwachsen als der Raum.

Die metaphysischen Ergebnisse folgen durch Deutung dieser phänomenologischen. Wir nennen dabei die übersinnlich-objektiven Faktoren von Raum und Zeit den Ueberraum und die Ueberzeit.

Die Ursubstanz, die dem Physischen entspricht, ist der Ueberraum. Die übersinnlichen Faktoren des elektromagnetischen Feldes sind ein Entwicklungsprodukt des Ueberraumes. Daher kommt es, daß die Dinge des phänomenologischen Bereiches das Auseinander des Raumes haben. Gäbe es keinen Ueberraum, so gäbe es auch keine Dinge.

Der Uebergeist ist das wirkende Uebersein des Uebersinnlichen (auch des Ueberraumes). Darum erscheinen die Dinge des phänomenologischen Bereiches ganz in die Zeit eingetaucht.

Ueberraum und Uebergeist können nicht unmittelbar in Beziehung zum Bewußtsein treten, sondern bedürfen der Dingfaktoren als Vermittler. Gäbe es also keine Dinge, so gäbe es wohl Ueberraum und Ueberzeit, aber keinen Raum und keine Zeit.

Sobald Dingfaktoren im Ueberraum auftreten, löst dieses Auftreten in ihm eine Zuständigkeit aus. Diese Zuständigkeit besagt eine Beziehung zwischen den Dingfaktoren als Produkten derselben Quelle und äußert sich phänomenologisch als Gravitation. Darum gibt es keine Gravitation ohne Materie.

Diese metaphysische Deutung ändert sich natürlich mit allen Aenderungen des phänomenologischen Bildes von Raum, Zeit, Materie. In wesentlichen Zügen wird sie wohl bestehen bleiben.<sup>1)</sup>

\* \* \*

Außerhalb der Sektionssitzungen sprachen, weil ihre Vorträge weitere Kreise berührten,

1. Professor Dr. J u n k e r aus Wien über W e l t a n s c h a u -  
u n g s f r a g e n b e i d e n A e g y p t e r n , und
2. Professor Dr. S t e f f e s aus Nimwegen über K a t h o l i -  
z i s m u s u n d W i s s e n s c h a f t .

Das Volk der Aegypter ist stets ein sehr religiöses Volk gewesen und hat in seinem öffentlichen Leben fast nur für das Jenseits gelebt. Die vielen Grabmäler von Urzeit an, die Pyramiden und das bekannte Tal der Königsgräber zeugen davon und stellen weiter nichts dar, als eine Wohnung der verstorbenen Seelen, des Geistes im Jenseits. Zu Lebzeiten haben die Aegypter sich ihr Grab herrichten lassen und für die Ausstattung ihrer Sarkophage Sorge getragen. Die Leichen wurden mit feinsten Oelen einbalsamiert und in kostbare Särge gelegt. Sogar Totenpriester waren angestellt zum Dienst der Toten. Diese

---

<sup>1)</sup> Genaueres über die hier nur angedeuteten Fragen findet der Leser in meinen Schriften „Die philosophischen Probleme der Einsteinschen Relativitätstheorie“ (1922), „Einleitung in die Philosophie“ (1925) und in dem Aufsatz „Die Relativitätstheorie und die Struktur der physikalischen Erkenntnis“ (Annalen der Philosophie und philosophischen Kritik, 4. Bd. 1925).



mußten dafür sorgen, daß es dem Geist des Verstorbenen im Jenseits an nichts fehle und daß die Grabstätten stets peinlich in Ordnung waren. Und trotzdem, bei diesem Totenkult herrschte bei vielen Aegyptern die Auffassung, daß man sich nicht um das Jenseits kümmern solle, sondern nur ganz dem Diesseits leben. Der Gegensatz der Weltanschauung tritt zum erstenmal in Erscheinung bei einem Literaturdenkmal, das uns im Berliner Papyros 3027, von Erman herausgegeben, als „Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele“ entgegentritt, in dem zwei Probleme behandelt werden, die aus der Zeit der Abfassung des Papyros zu verstehen sind. Das Werk stammt nämlich aus der Zeit der ersten ägyptischen Revolution zwischen 2500—2200 v. Chr., die die Verhältnisse in Aegypten vollkommen umkehrte. Als erstes Problem behandelt es, ob es einen Zweck hat, zu leben in einem Lande, in dem alles vernichtet wurde, was einem lieb und teuer war, in dem das Leben zur fortgesetzten Qual geworden ist. Der Verfasser verneint die Frage und sucht seine Seele, die sich seinem Vorhaben, in den Tod zu gehen, widersetzt, zu seiner Ansicht zu bekehren.

Das andere Problem ist das der Einstellung zu der Welt des Diesseitigen und Jenseitigen. Der Geist des Verfassers ist der Verteidiger der Auffassung, daß man das Leben genießen soll, daß man sich nicht um das Jenseits zu kümmern habe. Die Welt sei trotz all ihres Leides und all ihrer Qual zu schön, und das Leben müsse genossen werden. Auf der anderen Seite aber wendet sich der Verfasser mit Abscheu von einer solchen Auffassung und preist das Jenseits als das wahre erstrebenswerte Glück. Seit dieser Zeit kann man in der ägyptischen Literatur die beiden Richtungen verfolgen. Die eine, die das Diesseits in schönsten Farben zu preisen sucht, wie das Lied des Harfners im Grabe des Königs Antef oder das Gedicht im Grabe des Priesters Nefertep, die andere, der das leichtfertige Gebaren der Diesseitigen ein Greuel ist, besingt das Glück im Jenseits wie in einem Gedicht, das aus dem letztbenannten Grabe stammt. Das Sichbescheiden auf Erden predigen auch die Mahnungen des Weisen Amenmope und die Unterweisungen des Papyros Insinger. Sie weisen den Blick auf das Leben im Jenseits. Der tiefste Grund für diese sonderbare Erscheinung einer zwispältigen Weltanschauung in einem jenseitsgläubigen Volke liegt in der Art der Auffassung dieses Jenseits, das einerseits nur als ein potenziertes Diesseits aufgefaßt wurde und andererseits von so vielen irdischen Zufälligkeiten und Aeüßerlichkeiten abhängig war, daß es keinen festen Untergrund für eine ausgesprochene Jenseitsreligion bilden konnte.

Prof. D. Dr. J. P. Steffes, Nimwegen (Holland): *Katholizismus und Wissenschaft. Eine spekulative Wesensbetrachtung.*

Jede Weltanschauung und Religion hat ihre besonderen Voraussetzungen für die wissenschaftliche Arbeit und verleiht derselben einen eigenen Typus. Letzten Endes lassen sich indes alle Weltanschauungen und Religionen philosophisch zwei Grundtypen zuordnen: dem Idealismus oder dem Realismus. Bei ersterem ist Voraussetzung der Wissenschaft der rätselhafte, aber schöpferische Geist, der eine wissenschaftlich beherrschte Welt sich „objektiv“ gegenüberzustellen vermag. Letzterer geht aus von der Annahme, daß einer logisch mannigfaltig gestalteten realen Welt ein denkender Geist entspricht, der mit

verschiedenartiger methodischer Einstellung diese Welt geistig zu erfassen und gedanklich aufzubauen imstande ist. In beiden Fällen wird Wissenschaft allgemein als möglich erachtet. Anders liegen die Dinge beim Katholizismus, der über die reale empirische Welt hinaus sich zu einer übernatürlichen Wirklichkeit bekennt, die nicht nur die Erdenwelt durchdringt und bestimmt, sondern in Form einer dogmatischen Autorität auch der Wissenschaft ein besonderes Mal aufdrückt. Ist nun — das ist die sehr aktuelle Frage — angesichts eines solchen „irrationalen“ Faktors eine modernen Anforderungen entsprechende, d. h. nur von den logischen Gesichtspunkten der Tatsachen aus geleitete Erforschung der Dinge für den Katholiken noch möglich? Diese Frage rechtfertigt eine spekulative Untersuchung des *wesenhaften* Verhältnisses, das der Katholizismus zur Wissenschaft hat.

## I.

### Grundsätzliche Stellung des Katholizismus zur Wissenschaft.

1. Der Katholizismus hat ein durchaus positives Verhältnis zur Wissenschaft, und zwar mit Rücksicht:

a) Auf die menschliche *Lebenserhaltung*. Diese ist auf die Dauer nur gesichert bei einer bestimmten Weltherrschaft. Letztere aber ermöglicht sich nur auf Grund der Wissenschaft, die durch Anpassung an die Naturbedingungen (Forschung) und Ausnutzung der Naturkräfte das drohende Unheil zu beschwören und alle Lebensmöglichkeiten zu erschließen sucht.

b) Auf die *Lebensentfaltung*. Wie alle Weltdinge, soll auch der Mensch einer naturhaften Wesensvollendung entgegenreifen. Das setzt bei ihm als animal rationale die Ausbildung der Vernunft in der Wissenschaft voraus. Die Humanität fordert als göttlicher Imperativ zugleich auch die Wissenschaft.

c) Auf die *Ausbreitung des Reiches Gottes*. Das Uebernatürliche setzt die Wissenschaft voraus zum Erweis seines Daseins, zum Schutze gegen Auflösung, zum Zwecke seiner Entfaltung und Nutzbarmachung in allen historischen Situationen.

d) Auf den *Dienst Gottes*. In Gott selbst ist hl. Wissenschaft. Ein Wissen um alle ewigen und absoluten, wie alle zeitlichen und relativen Dinge. Die Wissenschaft ist Teilhaber am Wissen Gottes. Der Katholizismus fordert den Dienst an der Wahrheit als Dienst Gottes und Verähnlichung mit ihm.

e) Auf den *allgemeinen Fortschritt*. Nach katholischer Auffassung sind alle Dinge auf dem Wege zur Vollendung des Reiches Gottes. Es soll sich die irdische Humanität vollenden im Dienste der überirdischen, diese um ihrer selbst willen. Somit ist alles unter den beherrschenden Blickpunkt des Fortschrittes gestellt. Eine wesentliche Funktion zur Vermittlung des Fortschrittes aber ist die Wissenschaft, die sich somit als hl. Verpflichtung von Gott aus ergibt.

2. Die besondere Abgrenzung der Wissenschaft durch den Katholizismus.

a) Der Katholizismus erweitert die Grenze der Wissenschaft, indem er auch den metaphysischen und überirdischen Bereich wenigstens teilweise ihr erschließt. Er bekämpft sowohl die Leugnung von Metaphysik und Uebernatur wie auch ihre völlige Losreißung von der Wissenschaft.

b) Er verengt aber andererseits auch die Grenze der Wissenschaft. Er anerkennt nicht die Autonomie des menschlichen Geistes, sondern läßt ihn durch Glaube, Geheimnis, sowie die Gesetze der Tatsachen und seines eigenen Wesens gebunden sein. Mehr noch. Gott ist ihm nicht bloß Erkennen, sondern



auch Liebe und Sein. Am überrationalen Wirklichen und Emotionalen hat erst recht darin der begriffbildende Menscheng Geist seine Schranke.

## II.

Tatsächliche Auswirkungen des Katholizismus auf die Wissenschaft auf Grund seiner Wesensart.

### 1. Positive Leistungen.

a) Der Katholizismus rettet und sichert die denkende Menschenvernunft. Skeptizismus, Materialismus, Verabsolutierung der Vernunft lehnt er ab, behauptet aber die Möglichkeit erkenntnismäßiger Erfassung objektiver Tatsachen durch die Vernunft. So wurde er oft zum Retter der Kultur.

b) Der Katholizismus rettet und sichert den Vollgeist. Brach innerhalb der Geistesgeschichte der Geist immer wieder auseinander in Denk- und Willensgeist (Denken und Lieben, Erkennen und Werten, theoretische und praktische Vernunft usf.), so hat der Katholizismus stets festgehalten an der Identität des denkenden und wollenden, des erkennenden und schaffenden Geistes.

c) Der Katholizismus rettet und sichert den absoluten Geist, damit die objektive absolute Wahrheits- und Werteordnung. Da der Geist zugleich denkend und wollend ist, ist er Schöpferprinzip. Darum das Primäre und Absolute. Somit gründet alle Wahrheit und aller Wert im persönlichen Gottgeist und hat hier letzte Begründung und objektiven Bestand.

d) Der Katholizismus rettet und sichert so die Einheit der Wirklichkeit und die Einheit der Wissenschaft. Fällt für den modernen Geist die Wirklichkeit einerseits in die Vielheit von Spezialgebieten auseinander, ohne verbindende Wahrheit und Metaphysik, so nivelliert andererseits eine monistische Metaphysik die Wirklichkeit bis zum Verblässen aller Vielfältigkeit. Der Katholizismus sieht die vielen Wirklichkeitsbereiche zusammengehalten in der Schöpferkraft der einen Gottwirklichkeit.

e) Der Katholizismus rettet und sichert die Universalität der Wissenschaft und die Hierarchie der Wissenschaften. Er vermittelt den überragenden Standort jenseits aller Parteien und Länder, der erst den Dienst an der Wahrheit schlechthin ermöglicht. Für ihn folgt das Erkennen dem Sein, die Ordnung der Wissenschaften der Ordnung der Seinsbereiche.

f) Der Katholizismus schafft die nötigen seelischen Dispositionen für die Erkenntnis als Dienst Gottes: Aufgeschlossenheit, Wahrhaftigkeit, Demut, Opfersinn, Emanzipation von Fleisch und Partei, Aufschwung.

### 2. Die „negativen“ Wirkungen des Katholizismus auf die Wissenschaft.

a) Auf Grund der Harmonie objektiver Erkenntnisse und subjektiver Betätigungen. Der Katholizismus duldet ebensowenig den exklusiven Radikalismus des Intellektes, wie die Behauptung einer Erkenntnis, die sich seiner Gesamtüberzeugung nicht einfügen läßt. Er opfert die Einsicht des einzelnen gegebenenfalls der Organik der Wahrheit und Kultur, wenn diese bedroht erscheinen.

b) Auf Grund der dogmatischen Beantwortung letzter Fragen. Dadurch fällt ein starkes Motiv wissenschaftlicher Betätigung fort: die absolute Fragwürdigkeit des Seins. Indessen bleibt auch im Katholizismus ein weiter Raum der Problematik: auf dem außendogmatischen Gebiete, das bei richtiger Umgrenzung der dogmatischen und wissenschaftlichen Kompetenz sich weithin dehnt; ferner im Hinblick auf Begründung und Deutung der übernatürlichen Gegebenheiten.

c) Auf Grund der lehramtlichen autoritativen Kontrolle. Diese trifft vor allem die Theologie. Unterscheiden muß man zwischen Lehren und Forschen. Mit Rücksicht auf ersteres legt auch der Staat dem Historiker, Juristen etc. Schranken auf, ohne daß man dies als Verletzung der Wissenschaft empfände. Aehnlich liegen die Dinge für den Theologen. Aber wie steht es mit der Forschung? Auch der Katholik ist nur gebunden an die Tatsachen, die er erkennt, an die Wahrheit, die ihm zur Ueberzeugung geworden, die, durch die Tatsachen gefordert, imstande ist, die Rätsel des Lebens zu deuten.

Die Stellung des Katholizismus zur Wissenschaft und seine grundsätzlichen Leistungsmöglichkeiten machen eine wissenschaftliche Betätigung der Katholiken gerade in der Gegenwart zur dringlichen Gewissenspflicht.

Professor D. Jos. Lenz (Trier) sprach bei Gelegenheit des Ausfluges nach Cues über: N i k o l a u s v o n C u e s.

Der Vortragende führte etwa folgendes aus: Für den gewohnten Ausflug am Schlusse der Görrestagung bietet Trier kein geeigneteres Ziel als Cues mit seiner Bibliothek, die auch Görres des öfteren hierher lockte. Cues und seine Bibliothek kann man aber nur würdigen, wenn einem das strahlende Bild des Mannes aufgegangen ist, der nach Cues seinen Namen führt und an dessen Namen wieder diese Werte anknüpfen. Wenn ich Ihnen in einem Gesamtbild die Bedeutung dieses überragenden Gelehrten und Kirchenfürsten entwerfe, so werden wir zugleich einer Forderung der r h e i n i s c h e n J a h r t a u s e n d f e i e r an die im Moseltal zusammenströmenden Gelehrten gerecht, nämlich jenes Rheinländers nicht zu vergessen, der gewiß einer der g r ö ß t e n des J a h r t a u s e n d s war, der wie ein gewaltiger Markstein gerade in der Mitte desselben steht, der wie kein anderer das ganze Jahrtausend kennzeichnet, der zurückschauend die ganzen Einsichten der Vergangenheit in sich aufgenommen hat und ahnend auch schon in die Zukunft blickt, der besonders auch in der Wiederbelebung des Reiches seine erste politische Aufgabe sah.

In seinen Bemühungen um das Reich traf sich mit ihm sein großer Landsmann G ö r r e s, der sich für seine Ideen ausdrücklich auf den Cueser beruft und damit diesen vergessenen Stern wieder in das Blickfeld der deutschen Wissenschaft rückte. Görres fühlte offenbar die tiefe Verwandtschaft mit dem Kardinal. Waren doch beide Söhne des Mosellandes, treue Kinder der katholischen Kirche, aber auch erfüllt von Liebe zu Heimat und Vaterland. Beide waren Männer seltener Universalität, beide verbanden mit erstaunlicher Wissenschaft mystische Wärme, beide waren Zeugen einer gewaltig ringenden Zeit und griffen bildend und gestaltend in die werdende Zukunft ein. Beide stehen als Riesen da in ihrer Zeit und als Kämpfer in den ersten Reihen.

Nicht etwa seine H e r k u n f t hat dem Cueser solche Bedeutung gegeben, er hat nie seine bürgerliche Abstammung verleugnet. Wohl aber ererbte er glänzende Anlagen, klaren Verstand und erstaunliche Arbeitskraft. Seine Studien an ersten Schulen der Zeit, in Deventer, Heidelberg, Padua, brachten seine Fähigkeiten zur vollen Entfaltung, so daß ihm eine glänzende Laufbahn sicher war. Tatsächlich stieg er ja auf bis zum Kardinal und Bischof von Brixen. Wenn ich seine Persönlichkeit und seine Wirksamkeit auf eine Grundformel zurückführen soll, ist es die I d e e d e r E i n h e i t, d e r H a r m o n i e, d e s F r i e d e n s, eine Idee, die ihn ganz beherrschte und sich bei ihm steigerte bis zu der paradox klingenden Formel der coincidentia oppositorum,



des Zusammenfallens der Gegensätze. Einheit, Harmonie und Friede war es ja, gerade, was seiner Zeit fehlte. Das frühe Mittelalter zeigte weitgehende Einheit der Persönlichkeit, Einheit der Wissenschaften, zumal der Philosophie und Theologie, eine Einheit, die zugleich Bild und Ausdruck der Einheit des kirchlichen und staatlichen Lebens war. Die Zeit des Cueser aber war eine Zeit der Zersplitterung, der Disharmonie, des Kampfes. Verloren war die innere Einheit der Persönlichkeit, die feste Weltanschauung, die einheitliche Zielsetzung, die Harmonie der Wesenskräfte, der Ausgleich des Materiellen und Ideellen, die Versöhnung von Glauben und Wissen, Religion und Leben. Zersplitterung und Kampf sehen wir auch in der Wissenschaft jener Zeit, wo eine Unmenge von Schulen sich gegenüberstehen. Auch im öffentlichen Leben war die gute alte Zeit der Einheit und des Friedens zwischen Staat und Kirche und in Staat und Kirche vorbei. Die Kirche litt vor allem unter dem abendländischen Schisma, im Deutschen Reich aber war an Stelle der einheitlichen Reichsgewalt eine Zerstückelung politischer Mächte getreten, die allgemeine Rechtsunsicherheit und Verfall zur Folge hatte. Ein erschütterndes Bild der Verwirrung seiner Zeit entwirft der Kardinal selbst in seinem Werke „Ueber die katholische Eintracht“. Alles schaut hoffnungsvoll auf das allgemeine Konzil von Basel, das endlich die lang ersehnte Reform bringen soll.

Damit tritt Nikolaus von Cues in seine öffentliche Tätigkeit ein, damit beginnt aber auch sein tragisches Schicksal: er lechzt und ringt nach Einheit und Frieden, und doch ist sein Lebensweg ein stetiger Kampf. Seine großen Kenntnisse, seine glänzende Rednergabe, seine Geschicklichkeit und weise Mäßigung machen ihn bald zu einer der bedeutungsvollsten und einflußreichsten Personen in Basel. In langem Studium hat er seine Vorbereitungen getroffen, um gestaltend in die Verhältnisse eingreifen und seine Idee der Einheit verwirklichen zu können. Sein gewaltiges Werk: „Ueber die katholische Eintracht“ legt er dem Konzil vor, durch das wie ein voller Grundakkord stets die Idee des Friedens hallt, das sich kein geringeres Ziel setzt, als Gott und Welt, Kirche und Staat, Papst und Bischöfe, Kaiser und Fürsten, Klerus und Laien, Obrigkeit und Untergebene in voller Harmonie zu einem gemeinsamen Gottesreiche zu verbinden.

Er entwirft einen Plan zur Reform des Reiches, wodurch ein Ausgleich geschaffen werden soll zwischen Monarchie und Demokratie, zwischen kaiserlicher Zentralgewalt und Selbständigkeit der Fürsten und Stände. Errichtung kaiserlicher Gerichtshöfe, Aufhebung des Fehderechtes, jährlicher Reichstag, stehendes Reichsheer und Neuordnung der Kaiserwahl sind die Hauptforderungen, die er stellt. Sonst geht das Reich dem sichern Untergange entgegen. Freilich, seine Mahnungen waren vergebens, und Görres mußte 1815 im Rheinischen Merkur bittere Klage erheben, daß dieser „gute Rat in alter Zeit“ nicht verstanden worden war.

Aehnlich entwirft der Cueser auch für die Kirche seine Reformpläne und arbeitet in Basel unermüdlich für die Einheit und den Frieden. Die Böhmen gewinnt er wieder für die Kirche, die griechischen Bischöfe führt er zum Unionskonzil herbei, auf Reichs- und Fürstentagen wirbt er für den wahren Papst. Als Legat des Papstes durchzieht er ganz Oesterreich, Deutschland, Belgien und Holland, um Frieden zu stiften, zu reformieren, und den Jubiläumsablaß zu verkünden.

Neben dieser öffentlichen Tätigkeit geht eine umfassende und erstaunliche

Schriftstellerei. Aber auch sein ganzes philosophisches Denken ist beherrscht von dem Gedanken der Einheit. Das Ideal aller Einheit findet er in Gott, der in absoluter Einheit und Einfachheit die ganze Fülle des Seins umschließt. Als das unendlich vollkommene Wesen, als Ursache und Urbild aller Dinge muß er auch alle Vollkommenheiten besitzen, auch die, welche sich in der Welt ob ihrer Beschränkung daselbst zu Gegensätzen entfalten. Von der größten bis zur kleinsten fehlt ihm keine, er ist das Zusammenfallen aller Gegensätze, das Zusammenfallen des Größten und Kleinsten.

Von diesem Koinzidenzprinzip aus baut sich die ganze Wissenschaft des Kardinals auf. Die geschaffenen Dinge nehmen an der göttlichen Einheit teil durch die Ideen, aber nehmen daran teil in Vielheit und Andersheit. Ist die Schöpfung somit eine Bewegung von der Einheit zur Vielheit, so ist umgekehrt die Erkenntnis eine Bewegung von der Vielheit zur Einheit, führt die Dinge zurück zu Gott. Wie alle Dinge die göttliche Einheit widerspiegeln, so sollen auch Familie, Kirche und Staat teilnehmen an der göttlichen Einheit, beherrscht sein von Frieden und Harmonie. Sie alle haben aber als höchstes Ziel die Verbindung mit der Gottheit in Erkenntnis und Liebe. Weil unsere Erkenntnis eine so unvollkommene ist, die Wahrheit und zumal Gott nicht völlig zu begreifen vermag, sollen wir unserer Unzulänglichkeit uns bewußt sein, soll unser Wissen begleitet sein vom Bewußtsein des Nichtwissens, dann haben wir die *docta ignorantia*, die der Cueser als höchste Weisheit preist.

Wer so von Gottes Unendlichkeit und der eigenen Unzulänglichkeit durchdrungen ist, der öffnet sich ganz Gott, zu dem senkt sich Gott herab und zieht ihn an sich im mystischen Erlebnis. So mündet des Cueser ganze Wissenschaft aus in die mystische Gotteserkenntnis, der Gottesgedanke erfüllt sein ganzes Streben. Alle Menschen möchte er zur Einheit des Glaubens und der Religion führen und träumt einen Zustand des ewigen Religionsfriedens. Die Einheit und Harmonie, die er so der Welt predigte, die lebte er ihr auch vor in eigener Persönlichkeit, die auch eine relative *coincidentia oppositorum* ist, die entgegengesetztesten Eigenschaften in sich verbindet, höchste Verstandeskultur mit seltener Willenskraft, größte Wissenschaft mit unermüdlicher praktischer Tätigkeit, Gelehrsamkeit mit Forschertalent, tiefste Weisheit mit demütigem Geständnis der Unwissenheit, fürstliche Stellung mit bürgerlicher Einfachheit, rastlose Arbeitsamkeit mit mystischer Versenkung. So konnte mit Recht Papst Innozenz VIII. ihn „den Schmuck und die Zierde der ganzen deutschen Nation“ nennen.

\* \* \*

In der Ordentlichen Mitgliederversammlung am Nachmittage des 22. September 1925 sprach zunächst der Hochwürdigste Herr Abt von Maria-Laach, Dr. Ildefons Herwegen über „Die Geisteshaltung des Mysterienkultus und ihr Wandel im Mittelalter“. (Der Vortrag ist inzwischen im Verlag von Aschendorff, Münster, im Druck erschienen.)



Dann widmete Dr. Karl H o e b e r - Köln dem verstorbenen Generalsekretär der Gesellschaft, Professor Dr. H e r m a n n C a r d a u n s , folgenden Nachruf:

Am 14. Juni d. J. ging in Bonn, wo er seit dem Sommer 1907 seinen Wohnsitz genommen, das Leben eines Mannes zu Ende, der Jahrzehnte hindurch zur Görres-Gesellschaft in den engsten Beziehungen gestanden hatte und der der jüngste ihrer sechs Gründer gewesen war: Hermann Cardauns.

Das Werk, dessen geistiger Grundstock vor nunmehr 50 Jahren an jenem sonnigen Septembertage in Rolandseck gelegt wurde, und das rasch über ganz Deutschland sich ausbreitete und auch im Auslande stets freundlich helfende und fördernde Gesinnungsgenossen fand, verdankt diesen nicht vorherzusehenden Aufschwung und seine schöne Blüte dem Geistesheros, der noch über das Grab hinaus fortwirkt und zu dessen Ehre die Vereinigung ins Leben gerufen wurde; es verdankt ihm den Geist der Zeit in jener kirchenfeindlichen Bewegung des Kulturkampfes, da die deutschen Katholiken auf wissenschaftlichem Gebiete zu sichern und zu erobern trachteten, was ihnen auf anderen Feldern ihrer bisherigen Tätigkeit nun verwehrt wurde; es verdankt ihm den wagemutigen Geist der Männer, die, in der Vollkraft des Lebens stehend, ihr Denken und Fühlen, ihr Wollen und Handeln in den Dienst des jungen Unternehmens stellten und den Satz wahr machten: Aus dem Kleinen bauen sich die Welten.

Unter diesen Männern verkörperte Cardauns die Verbindung des wissenschaftlichen Interesses mit praktischem Tun. Er hatte an den Universitäten in Bonn und München und nach erlangter Doktorwürde noch zwei Semester in Göttingen unter den Augen angesehener, ja berühmter Forscher und Lehrer, deren klangvollster Name Georg Waitz war, sich an die ewigen Grundsätze und Richtlinien aller wissenschaftlichen Arbeit gewöhnt, Grundsätze, so einfach und klar, und doch leider so oft in nebelhafte Schleier gehüllt. Als Kind seiner Vaterstadt Köln war Cardauns schon früh ihrem geistigen Leben zugewandt und widmete er sich vor allem der Erforschung des kölnischen und des rheinischen Mittelalters. In der wissenschaftlichen Forschung jener Methoden vollauf mächtig, mit deren Hilfe sie arbeitet und ihre Ergebnisse erzielt, veröffentlichte er in den Monumenta Germaniae Historica Chroniken und in den Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein noch unbekannt wichtige Urkunden seiner rheinischen Heimat, während er die deutschen Chroniken der Stadt Köln im Auftrage der historischen Kommission der bayerischen Akademie der Wissenschaften in drei Bänden herausgab.

Nach vorübergehender Tätigkeit am Apostelngymnasium in Köln habilitierte Cardauns sich im Winter 1872/73 an der Bonner Hochschule für das Fach der mittelalterlichen Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der rheinischen Vorzeit. Er war der erste Bonner Historiker, der Vorlesungen über niederrheinische Geschichte hielt. Unter den Schülern, die ihm begeistert und dankbar anhängen, waren mehrere, die später leuchtende Zierden der Wissenschaft und namentlich der geschichtlichen und kirchengeschichtlichen Forschung wurden. In die Bonner Zeit fallen auch Cardauns' Vorstudien für sein bedeutendes Werk über den Kölner Erzbischof und Kanzler Konrad von Hostaden, der 1248 den Grundstein zum Kölner Dom legte und dessen Standbild bei der glänzenden Ausstellung zur rheinischen Jahrtausendfeier von

Hunderttausenden deutscher Männer und Frauen mit stiller Bewunderung betrachtet wurde.

Da bei Cardauns sich mit Talent und Geschick eine zähe Ausdauer verband, d. h. die Geduld, der Newton seine Erfolge zuschrieb, so hätten ihm ohne Zweifel auch in der wissenschaftlichen Laufbahn die akademischen Palmen zuteil werden müssen, wenn nicht die Ungunst des kirchenpolitischen Konflikts der 70er Jahre seine Erwartungen vereitelt hätte. In der sicheren Annahme, daß er auf eine Berufung oder Beförderung nicht zu rechnen habe, verließ er die ihm so lieb gewordene Tätigkeit als akademischer Lehrer und begrub schmerzlich die Hoffnungen, deren Schimmer die Mühen seines Berufes verklärt hatte. Cardauns vertauschte die Lehrkanzel mit dem Redaktionsstuhle und trat 1876 in die Redaktion der KV ein, die er mit seinem Zwillingskollegen Julius Bachem ein volles Menschenalter hindurch leitete. In seine neue Tätigkeit brachte er Eigenschaften mit, die ihm die Erfüllung dieses anstrengenden Berufes wesentlich erleichterten: Einen beweglichen und welt-offenen Geist, einen unermüdlichen Fleiß und eine klare Zielrichtung.

Hierzu kam aus seiner Beschäftigung mit der Wissenschaft der unbestechliche Wahrheitssinn, das untrügliche Gefühl für Sachlichkeit und Objektivität. Dies war es vor allem anderen, das ihm ermöglichte, die KV zu einem führenden deutschen Blatte zu machen und ihr Weltruf zu verschaffen. In der Geschichte des Zeitungswesens wird er durch seine Person wie durch seine Leistungen stets einen ehrenvollen Platz einnehmen. Cardauns hat nach seinem eigenen Geständnis den Berufswechsel nie bedauert, aber er hat seiner Professur doch zeitlebens nachgetrauert. Und dennoch! war in seiner Wirksamkeit als Journalist sein Blick nicht frischer, seine politische und sonstige Auffassung nicht gereifter und unbeirrter, sein Urteil nicht freier und offener, als wenn er gleich anderen, sofort von der Hochschule kommend, die öffentlichen Dinge hätte kritisieren und meistern wollen?

Wie sehr die Wissenschaft seinen Geist befruchtete und beflügelte, zeigt auch seine Tätigkeit als Erzähler und Novellist. Als vor drei Jahren in Köln eine Literatur- und Buchwoche veranstaltet wurde, lagen dort auf den langen Büchertischen auch die großen und kleinen erzählenden Werke der Cardaunschen Muse, so sein Walther der Erzpoet, seine Abenteuer des Johannes Reusch und sein Stadtschreiber von Köln, alle drei Werke klar geschaute und sicher erfaßte Bilder verklungener Zeiten, an deren Kraft und Größe wir uns immer wieder erfreuen und erfrischen.

Auch während der bittersten politischen Kämpfe und der herbsten beruflichen Sorge war Cardauns stets auf das Wachsen und Gedeihen der Görres-Gesellschaft bedacht, mit der seine Wesens- und Denkart so innig verknüpft war. 1885 übernahm er die Herausgabe ihrer Vereinsschriften, worin er selbst mehrere eigene wissenschaftliche Arbeiten veröffentlichte, und nach dem Rücktritt des Bonner Oberbürgermeisters Leopold Kaufmann führte er das Generalsekretariat, das er bis zum Jahre 1916 mit größter Gewissenhaftigkeit verwaltete. Zum Danke und zur Anerkennung ernannte ihn die Generalversammlung der Görres-Gesellschaft im Herbst 1916 zu Koblenz zu ihrem Ehrenmitgliede. Ja, mit Wehmut gedenken des trefflichen Mannes heute alle, die ihn voriges Jahr bei der Generalversammlung in Heidelberg sahen, den jugendlichen Greis, der trotz seiner 77 Jahre erklärte, er könne noch reisen, wandern und arbeiten, so viel er wolle.

Rascher als wir gedacht oder nur gehnt, vollendete sich seine Lebens-



bahn. Der Krieg mit seinen furchtbaren Leiden hatte auch seine zähe und stählerne Natur geschwächt. Opfer, die das Vaterland in eiserner Zeit von den Vätern fordert, wurden auch von ihm verlangt. Er trug sie als Christ und als Held.

Im Jahre 1902 war Cardauns erster Präsident der 49. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Mannheim. Er leitete dieselbe als ausdrucksvoller Dolmetsch der Gefühle und Absichten dieser gewaltigen Tagung und gab ihr ihren volltönenden Ausklang mit dem Worte, das ihren wahren Sinn und ihre praktische Bedeutung kennzeichnen sollte, indem er seine Schlußmahnung in die Worte ausklingen ließ:

Ora, labora. Gebet und Arbeit.

Diese Benediktinerregel war der Leitstern seines eigenen Lebens.

Die Görres-Gesellschaft wird das Andenken an Hermann Cardauns stets in hohen Ehren halten und nie vergessen, was sie ihm, dem treuen Freunde und selbstlosen Mitarbeiter, schuldet.

In geschäftlicher Hinsicht nimmt die Mitgliederversammlung

1. den Jahresbericht des Generalsekretärs entgegen (§ 37, Ziff. 1 der Satzung), s. S. 53 f.
2. genehmigt sie gemäß § 37, Ziffer 2 die Jahresrechnung 1924/25 und erteilt Entlastung, nachdem Prof. Keller und Dr. Hoerber die Rechnung geprüft und für richtig befunden haben (das Protokoll hierüber siehe Seite 55).
3. gemäß § 37, Ziffer 3 und 4 wählt sie auf Vorschlag des Vorstandes

Se. Eminenz Kardinal Ehrle-Rom zum Ehrenpräsidenten  
und die Herren

Prälat Dr. K a a s , Trier,

Regens Dr. B a r e s , Trier,

Professor Dr. Joh. L e n z , Trier,

Professor Dr. G o c k e l , Freiburg i. d. Schw.,

Professor Dr. A l l g e i e r , Freiburg i. Br.,

Msgr. Dr. D a v i d , Rom,

Justizrat Dr. H e y , Trier,

zu Beiräten der Görres-Gesellschaft.

4. Sie nimmt Kenntnis, daß Professor Dr. Günter das Generalsekretariat am 31. Dezember 1925 niederlegt und daß ab 1. Januar 1926 Prof. Dr. H o n e c k e r , Freiburg i. Br., Landsknechtsstraße 17, es übernehmen wird, sowie daß die Redaktion des Historischen Jahrbuches ab 1926 von Prof. Dr. Erich K ö n i g , Tübingen, an Prof. Dr. G ü n t e r , München, übergeht.

5. Sie beschließt gemäß § 37, Ziffer 5, die Gründung einer literarhistorischen Sektion einstimmig und wählt zu ihrem Leiter Prof. Dr. Günther Müller, Freiburg i./Schw., Daillettes 126. Zu ihrer Konstituierung wird ferner ein Ausschuß gewählt, bestehend aus: Prof. Dr. G. Müller (Freiburg i./Schw.), Prof. Dr. Nadler (Königsberg), Prof. Dr. Karl Muth (München), Dr. Gustav Keckeis (Freiburg i. Br.).



# Jahresbericht des Generalsekretärs

Professor Dr. Heinrich Günter, München.

Zum erstenmal wieder seit Jahren ließ sich der Haushalt 1924/25 auf dem sicheren Boden einer gefestigten Währung aufbauen. Und da es uns wie allen Haushalten ergangen war, Inflation und „Aufwertung“ allen Kapitalbesitz und die Aussicht auf seine Wiederherstellung genommen hatte, hieß es eben mit den Jahreseinnahmen rechnen, Mitgliederbeiträgen und Schriften-Erlös — und der Hochherzigkeit der Notgemeinschaft. Unsere eigenen Einnahmen hätten uns nicht über Wasser gehalten, kaum an das Notdürftigste aus unseren Aufgaben denken lassen. Die Mitgliederzahl ist unter dem Drucke der Not zurückgegangen, von 3942 auf 3808; die der Teilnehmer von 727 auf 656, obgleich der Beitrag auf die Hälfte der Vorkriegszeit herabgesetzt war. Manchen ist auch die bescheidene Leistung zur Unmöglichkeit geworden. Um die Zeit der Trierer Generalversammlung meldete die Geschäftsstelle über 8000 Mark Ausstände. Erst Trier hat einen erheblichen Mitgliederzuwachs gebracht. Die besonderen Zuwendungen haben aufgehört.

So waren wir wie schon seit Jahren auf die Unterstützung der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft angewiesen, deren Präsident, Exz. Dr. Schmidt-Ott, von jeher unseren Aufgaben Verständnis und Wärme entgegenbrachte. Der Notgemeinschaft und ihrem Präsidenten dafür zu danken, ist die angenehme Pflicht des Generalsekretärs im Augenblick der Geschäftsberichterstattung.

Auch den staatlichen Zentralstellen des Reiches und insbesondere dem Auswärtigen Amte in Berlin sind wir für reiche Förderung zu großem Danke verpflichtet. Unser römisches Institut, die einstige wissenschaftliche Station in Jerusalem, der neue Gedanke der Gründung einer wissenschaftlichen Forschungsstelle in Spanien, unsere Publikationen von internationaler Bedeutung,

das Concilium Tridentinum und das Staatslexikon, laufen in der gemeinsamen Richtung einer wichtigen kulturpolitischen Mission. Für den spanischen Plan hatten wir uns weiter der wertvollen Zustimmung und Förderung des bayerischen Ministerpräsidenten Dr. Held, auf der Trierer Generalversammlung der Sympathien der Reichs- und Provinzialbehörden zu erfreuen. Um nicht den Sektionsreferenten vorzugreifen, nur die eine Feststellung, daß wir im besten Zuge sind, die alte Arbeitsleistung wieder zu erreichen und, wenn sich das Trierer Programm realisieren läßt, zu überholen. Die Station in Jerusalem hat sich freilich noch nicht wieder auftun lassen. Die Gesellschaft mußte sich auf Einzelzuwendungen und die Herausgabe des *Oriens christianus* beschränken. Das römische Institut steht unter dem Wohlwollen Seiner Heiligkeit in seiner Volleistung und geht einem weiteren Ausbau entgegen.

Ein Wort noch zu den Vereinsschriften. Wir sind uns bewußt, daß ihr Ausfall ein Stück Anteil am Rückgang der Mitgliederzahl haben mag. Wir hatten den Kreisen außerhalb unserer wissenschaftlichen Fachorgane nichts zu bieten. Unsere Mittel erlaubten es nicht. Die Fachzeitschriften bezahlen sich wenigstens zum Teil. Die Vereinsschriften sind statutengemäß eine Gratisgabe. Der Posten im neuen Etat zeigt, was das besagen will. Indessen, der Ausfall wurde am meisten vom Vorstand empfunden, und demnach in Heidelberg über Abhilfe beraten. Es wurde an eine neue Form gedacht, ein „Jahrbuch“. Der nie versagende Cardauns war zur Leitung bereit. Aber zunächst fehlten die geeigneten Manuskripte für die Publikation, und dann starb Cardauns. Im März 1925 stand das Anliegen auf dem Programm der außerordentlichen Vorstands- und Beiratssitzung in München, dann wieder in Trier. Und nun soll es wahr werden, obgleich der Herausgeber noch nicht endgültig gefunden ist. Bis dieser Bericht erscheint, haben die Mitglieder eine neue, vornehme Vereinsgabe in Händen.



# Rechenschaftsbericht.

1. Oktober 1924 bis 30. September 1925

Kassenbestand am 1. Oktober 1924 . . . . . M. 19 980.18

## Einnahmen

Mitglieder- und Teilnehmerbeiträge . . . . . M. 24 093.30

Historisches Jahrbuch . . . . . „ 1 787.26

Besondere Zuwendungen (einschl. Notgemein-  
schaftshilfe) . . . . . „ 25 325.—

Graf-Hertling-Stiftung . . . . . „ 19.—

Zinsen aus dem Kassenbestand . . . . . „ 1 121.50

Unkosten-Konto . . . . . „ 437.45

Görres-Werke . . . . . „ 4 700.—

M. 57 483.51

## Ausgaben

Historisches Jahrbuch . . . . . M. 7 811.59

Römisches Institut . . . . . „ 6 800.—

Stipendien . . . . . „ 8 150.—

Besondere Zuwendungen oder Zuschüsse . . . . . „ 6 600.—

Allgemeine Unkosten

im Einzelnen: Generalsekretariat und Vorstands-  
sitzungen . . . . . M. 1 700.—

Generalversammlung in Trier . . . . . „ 2 000.—

Geschäftsstelle Köln für Druck-

sachen und Porti . . . . . „ 5 082.95 „ 8 782.95

Juristische Sektion . . . . . „ 740.65

Philosophisches Jahrbuch . . . . . „ 2 500.—

Sektion für Geschichte und Kultur des Altertums  
und wissenschaftliche Station in Jerusalem . . . . . „ 738.—

Vereinsschriften . . . . . „ 1 782.—

Staatslexikon . . . . . „ 2 000.—

Darlehen . . . . . „ 200.—

Görres-Werke . . . . . „ 1 000.—

M. 47 105.19

Bestand am 1. Oktober 1924 . . . . . M. 19 980.18

Einnahme im Geschäftsjahr 1924/25 . . . . . „ 57 483.51

M. 77 463.69

Ausgabe im Geschäftsjahr 1924/25 . . . . . M. 47 105.19

Kassenbestand am 30. September 1925 . . . . . M. 30 358.50

## Voranschlag.

### Einnahmen:

Kassenbestand . . . . .	M. 30 000.—
Mitgliederbeiträge . . . . .	„ 23 000.—
Mitglieder-Ausstände . . . . .	„ 8 000.—
Erlös: Concil. Trid. . . . .	„ 12 900.—
Historisches Jahrbuch . . . . .	„ 1 000.—
Zinsen . . . . .	„ 1 000.—
	<hr/>
	M. 75 900.—

Der in der Sitzung des Vorstandes und des Beirats der Görres-Gesellschaft am 19. September 1925 vom Generalsekretär Prof. Dr. Günter vorgelegte Rechenschaftsbericht für das Geschäftsjahr 1. Oktober 1924 bis 30. September 1925 wurde durch die Unterzeichneten in Einnahmen und Ausgaben geprüft und in allen Teilen für richtig befunden.

Desgleichen wurde der von der Geschäftsstelle der Görres-Gesellschaft in Köln (Firma J. P. Bachem) eingereichte Kassenbericht ab 1. Oktober 1923 bis 30. September 1924 und von da bis 1. August 1925 in Einnahmen, Ausgaben und Bestandsnachweisen geprüft und für richtig befunden.

Die Unterzeichneten beantragen, dem Generalsekretär und der Geschäftsstelle Entlastung zu erteilen.

Trier, 21. September 1925.

*Dr. K. Hoerber. Dr. Franz Keller.*

## Zum Personalstand.

Die Görres-Gesellschaft zählt am 30. September 1925 3808 Mitglieder, 656 Teilnehmer, 35 Ehrenmitglieder, 140 lebenslängliche, davon 112 Stifter der Graf-Hertling-Stiftung und 63 Mitstifter.

Gestorben sind die Ehrenmitglieder Prof. Dr. Hermann Cardauns, Bonn; Prälat Prof. Dr. Frye, Fulda; Geh. Sanitätsrat Prof. Dr. C. M. Hopmann, Godesberg.

Beiratsmitglieder: Prälat Prof. Dr. Jos. Schlecht in Freising und Geheimrat Prof. Dr. Alois Meister in Münster i. W., beide Gelehrte, verdienteste Mitarbeiter des Röm. Instituts und des Historischen Jahrbuchs.



Stifter der Graf-Hertling-Stiftung: Prof. Dr. Jos. Reiter, Eging bei Vilshofen; Oberstudienrat Dr. Heinrich Reumont, Recklinghausen; Pfarrer Schulte, Körbecke bei Soest. Mitstifter Justizrat Dr. Jos. Krings, Köln.

Lebenslängliche Mitglieder: Studienrat Dr. Eisel, Montabaur; Geistl. Rat L. Gerstenberger, Reichs- und Landtagsabgeordneter, Würzburg; Jos. Gummersbach, St. Louis; Pastor Dr. Hermann Günther, Christiania; Pfarrer Heyers, Plantlünne bei Lingen (Hannover); Gerichtsassessor Jos. Hopmann, Gemünd (Eifel); Pfarrer Hünebeck, Inden bei Aldenhoven; Studienprofessor Dr. Marx, Montabaur; Pfarrer Karl Rauch, Blickweiler (Saar); Hauptlehrer Jakob Ritter, Auweiler (Pfalz); Oberbürgermeister Dr. Stephan, Beuthen.

Mit besonderem Danke gedenkt die Görres-Gesellschaft des tätigen Eifers der beiden Toten Joseph Gummersbach und Prof. Marx, die in jahrelanger Werbearbeit, der eine in St. Louis, der andere in Montabaur und Umgebung, ihr je gegen 200 Mitglieder zugeführt haben.

### Vorstand der Görres-Gesellschaft.

#### Präsident:

Geheimer Rat Professor Dr. Heinrich Finke, Freiburg in Br., Dreikönigstr. 32

#### Vizepräsident:

Geheimrat Professor Dr. Konrad Beyerle, München, Hohenstaufenstraße 5

#### Generalsekretär:

Professor Dr. Martin Honecker, Freiburg in Br., Landsknechtstraße 17

#### stellvertretender Generalsekretär:

Prälat Professor Dr. Georg Schreiber, M. d. R., Münster i. W., Kanalstr. 14

#### Beisitzer:

Geheimrat Professor Dr. Adolf Dyroff, Bonn, Baumschulallee 3 a

Professor Dr. H. Günter, München, Öttingerstr. 8 a

Professor Dr. Heinrich Konen, Bonn, Nußallee 6

Dompropst Prälat Professor Dr. Josef Mausbach, Münster i. W., Domplatz 28/29

Geheimer Justizrat Dr. Felix Porsch, Vizepräsident des Preuß.  
Abgeordnetenhauses, Breslau, Ohlauufer 14  
Professor Dr. Gustav Schnürer, Freiburg/Schweiz, La Chassotte

#### Beiräte:

Professor Dr. Karl Adam, Tübingen, Nauklerstr. 23  
Professor Dr. Arthur Allgeier, Freiburg in Br., Kartäuserstr. 41  
Domkapitular Prälat Professor Dr. Bares, Trier, Priesterseminar  
Geheimer Regierungsrat Professor Dr. M. Baumgartner, Breslau,  
Rosenthalerstr. 31/33  
Professor Dr. Baumstark, Bonn, Hindenburgstr. 145  
Professor Dr. Ludwig Baur, Breslau 10, Rosenthalerstr. 31/33  
Sanitätsrat Dr. Wilhelm Bergmann, Cleve  
Professor Dr. Karl Bihlmeyer, Tübingen, Hölderlinstr. 19  
Professor Dr. Blessing, Heidelberg, Bergheimerstr. 22  
Pater Clemens Blume, S. J., München, Max-Josefstr. 5  
Professor Dr. Götz Briefs, Freiburg i. Br., Marienstr. 1  
Professor Dr. G. Buschbell, Krefeld, Oranierring 80  
Pater Josef Dahlmann, S. J., Tokio/Japan, Kojimachi, Kio-oho 7  
Msgr. Dr. David, Rom/Italien, Campo Santo Teutonico  
Staatsanwalt Heinrich Diehl, Worms/Rh., Alzeystr. 53  
Professor Dr. F. J. Dölger, Münster i. W., Brockhoffstr. 8  
Professor Dr. E. Drerup, Nimwegen, St. Annastr. 93  
Professor Dr. Dürken, Breslau, Grüneiche 6 a  
Professor Dr. G. J. Ebers, Köln-Marienbourg, Ulmenallee 124  
Kardinal Franz Ehrle, Rom/Italien, Piazza della Pilotta  
Professor Dr. Ed. Eichmann, München, Schellingstr. 2  
Professor Dr. Max Ettliger, Münster i. W., Pluggendorferstr. 5  
Bibliothek-Direktor Dr. E. Freys, München, Leopoldstr. 63  
Domkapitular Prälat Professor Dr. Bernh. Funke, Paderborn  
Professor Dr. Josef Geysler, München, Kolbergerstr. 13  
Professor Dr. Albert Gockel, Freiburg/Schweiz  
Prälat Professor Dr. Emil Göller, Freiburg i. Br., Luisenstr. 7  
Prälat Professor Dr. Martin Grabmann, München, Bismarckstr. 30  
Professor Dr. Hubert Grimme, Münster i. W., Erphostr. 49  
Pater Professor Dr. Grisar, S. J., München, Kaulbachstr. 31  
Domkapitular Prälat Dr. Const. Gutberlet, Fulda  
Professor Dr. Ed. Hartmann, Fulda, Dechaneistr. 11  
Professor Hattemer, Worms, Liebfrauenstr.



Professor Dr. Rudolf von Heckel, München, Franz-Josefstr. 46  
 Professor Dr. A. Heiduschka, Dresden-A., Schweizerstr. 15  
 Professor Dr. Th. Henner, Würzburg, Domerpfarrgasse 12  
 Museumsdirektor Dr. Erwin Hensler, Dresden, Brühlsche Terrasse 3  
 Abt Ildefons Herwegen, Maria-Laach, Rheinland  
 Justizrat Dr. Lorenz Hey, Trier, Nordallee 48  
 Domdekan Prälat Dr. G. Hilpisch, Limburg/Lahn  
 Chefredakteur Dr. Karl Hoeber, Köln-Lindenthal  
 Professor Dr. Hosius, Würzburg, Ludwigstr. 27  
 Professor Dr. Ernst Jacobi, Münster i. W., Burchardstr. 20  
 Domkapitular Prälat Professor Dr. Kaas, Trier, Priesterseminar  
 Geh. Regierungsrat Professor Dr. Frz. Kampers, Breslau, Kronprinzenstr. 54  
 Professor Dr. Franz Keller, Freiburg in Br., Luisenstr. 7  
 Prälat Professor Dr. J. P. Kirsch, Freiburg/Schweiz, Rue St. Pierre 22  
 Professor Dr. Erich König, Tübingen, Kaiserstr. 22  
 Professor Dr. Engelbert Krebs, Freiburg in Br., Luisenstr. 3  
 Pater H. A. Krose, Bonn, Hofgartenstr. 9  
 Professor Dr. Joh. Lenz, Trier, Priesterseminar  
 Dompropst Professor Dr. Linneborn, Paderborn  
 Professor Dr. Richard Lossen, Heidelberg, Rohrbacherstr. 38  
 Studienprofessor Dr. K. Lübeck, Fulda, Lindenstr. 9  
 Pater Anselm Mauser, S. J., Beuron in Hohenzollern, Erzabtei  
 Professor Dr. Max Meinertz, Münster i. W., Königstr. 25  
 Geheimrat Professor Dr. Seb. Merkle, Würzburg, Schellingstr. 27  
 Geh. Justizrat E. Müller, Koblenz, Casinostr. 33  
 Prälat Dr. Münch, Köln, Viktoriastr. 15  
 Professor Dr. W. Neuß, Bonn, Humboldtstr. 9  
 Exzellenz, Professor Dr. Ludwig, Freiherr von Pastor, Gesandter am römischen Stuhl, Rom, Via della Croce 174  
 Prälat Dr. Nikolaus Paulus, München, Buttermelcherstr. 10  
 Geh. Regierungsrat Professor Dr. Georg Pfeilschifter, München, Rambergstr. 6  
 Generaldirektor Prälat Dr. A. Pieper, M.-Gladbach, Viersenerstr. 10  
 Professor Dr. Arnold Rademacher, Bonn, Argelanderstr. 2  
 Professor Dr. G. Richter, Fulda, Domdechaneistr. 7  
 Generaldirektor Dr. Otto Riedner, München, Herzogstr. 55

Oberstudienrat Heinrich Ritter, Zweibrücken, Herzogsplatz 5  
Redakteur Dr. Hermann Sacher, Freiburg in Br., Zähringerstr. 100  
Prinz Johann Georg, Herzog zu Sachsen, Freiburg in Br., Mercy-  
straße 6  
Professor Dr. Sägmüller, Tübingen, Steinlachstr. 5 (†)  
Professor Dr. Josef Sauer, Freiburg in Br., Rempartstr. 12  
Reichsarchivrat Dr. Karl Heinrich Schäfer, Potsdam, Sophienstr. 2  
Prälat Professor Dr. Anton Scharnagl, Freising in Bayern.  
Ministerialrat Dr. Wilhelm Schellberg, Charlottenburg, Uhland-  
straße 24  
Archivdirektor Professor Dr. Schmitz-Kallenberg, Münster i. W.,  
Dechaneistr. 30  
Professor Dr. Arthur Schneider, Köln-Marienburg, Wolfgang-  
Müllerstr. 24  
Oberstudiendirektor Dr. Josef Schnippenkötter, Essen/Ruhr,  
Frohnhauserstr. 186  
Dr. Christian Schreiber, Bischof von Meissen in Bautzen in Sachsen  
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Aloys Schulte, Bonn, Buschstr. 81  
Domkapitular Professor Dr. F. X. Seppelt, Breslau I, Domstr. 9  
Professor Martin Spahn, Berlin W. 30, Motzstr. 22  
Professor Dr. Jakob Strieder, München, Ainmillerstr. 34  
Professor Dr. Switalski, Braunsberg C. Pr., Langgasse 13  
Professor Dr. Walleser, Heidelberg, Goethestr. 12  
Pater Dr. Erich Wasmann, S. J., Aachen, Kurbrunnenstr. 42  
Geh. Archivrat Dr. J. Weiß, München, Malsenstr. 53  
Professor Dr. Leopold Wenger, München, Kaulbachstr. 12  
Professor Dr. Carl Weyman, München, Ainmillerstr. 11 a  
Msgr. Prälat Josef Wilpert, Rom 24, Via della Pace 20  
Professor Dr. Michael Wittmann, Eichstätt  
Geheimrat Professor Dr. Josef Zahn, Würzburg, Neubergstr. 3



# Berichte über die wissenschaftlichen Institute und Unternehmungen.

## Das römische Institut der Görres-Gesellschaft im Jahre 1925.

I. Nuntiaturberichte aus Deutschland. Nach einer sehr erfreulichen Mitteilung des Herrn Präsidenten Geheimer Rat Finke ist nunmehr Herr Archivdirektor Professor Dr. L. Schmitz-Kallenberg zu Münster in der Lage, den seit Jahren druckreif vorliegenden dritten Band der Kölner Nuntiatur, die Berichte des Ottavio Mirto Frangipani von 1590—1595 aus Köln und den Niederlanden, herauszugeben und damit diesen heimatlichen Stoff wieder in Fluß zu bringen. Es ist zu hoffen, daß auch die Nuntiatur vom Kaiserhofe, die bis jetzt drei Bände aus den Jahren 1585—1592 aufweist, wieder aufgenommen wird.

II. Vatikanische Quellen zur Geschichte der päpstlichen Hof- und Finanzverwaltung im 14. Jahrhundert.

Für den im vorigen Bericht erwähnten Band von Herrn Professor Dr. L. Mohler in Münster, Die Einnahmen der päpstlichen Kammer unter Klemens VI. (1342—1352), konnte die notwendige Druckunterstützung ausgeworfen werden, wodurch die sofortige Drucklegung gesichert ist. Auch wurde Vorkehr getroffen, durch nochmalige Sendung des Herrn Dr. Edm. Stein in München diesen Einnahmetitel bis zur Rückkehr der Päpste nach Rom durchzuführen und abzuschließen.

### III. Concilium Tridentinum.

Nachdem der Tomus IX, der Schlußband der Konzilsakten, verabschiedet ist und im Buchhandel guten Gewinn gebracht hat, konnte der gleichfalls seit Jahren durckfertige Band der Konzilstraktate von Msgr. Dr. Vinz. Schweitzer in Altshausen (Württemberg) unter die Presse gehen als Tomus XII der Gesamtreihe. Eine erste Sammlung von 40 Druckstreifen wurde zu Beginn der Trierer Tagung durch den Verleger Herder dem Leiter des Institutes überreicht. — Prälat Ehse ist, wie aus vorigem Bericht ersichtlich, für den Tomus VII, Die Akten unter Julius III. 1551/2, eingetreten und hat im Laufe des Jahres den im Sommer 1924 zu Rom photographisch erhobenen Quellenstoff erledigt. Ein weiterer Romzug in Herbst und Winter soll den Band zur Reife bringen und damit die Akten des Konzils, mit Ausnahme der Tagung von Bologna, zu Ende führen. — Für die Akten von Bologna, sowie für den dritten Band der Konzilstagebücher ist Herr Professor Dr. S. Merkle zu Würzburg zu Anfang September aufs neue für etwa zwei Monate nach Rom gereist, um auch den dritten und sechsten Band in die laufende Reihe einzufügen. — Endlich rüstet sich Herr Professor Dr. H. Buschbell, Stadtbibliothekar zu Krefeld, zu einer zweiten Spanienreise, um aus den Schätzen von Simancas der Konzilskorrespondenz unter Paul III. und Julius III. ganz neue Quellen zu erschließen. Besonders die Depeschen der spanischen Gesandten zu Rom versprechen für die Jahre 1545—1551 lohnende Ausbeute.

#### IV. Neue Arbeitsgebiete.

So sind alle Zweige des großen Konzilswerkes in festen Händen und auf gutem Wege. Für die neu eintretenden Mitglieder des Institutes liegen weitere Aufgaben bereit, die auf manche Jahre hinaus einheitliche Arbeit bieten. Die eine derselben nennt sich kurz *Repertorium Vaticanum zur deutschen Kirchengeschichte* seit dem 16. Jahrhundert, und soll ein erschöpfendes Nachschlagewerk für alle Nachrichten zur deutschen Kirchengeschichte werden, die das vatikanische Archiv vornehmlich in den Beständen der *Breven und Briefe* in sich birgt, während die Bullenregister nur bei solchen Stücken herangezogen werden sollen, die nicht lediglich benefizialen Charakters sind. Für die Zeiten, aus denen bereits Nuntiaturberichte oder andere Quellenwerke vorliegen, wird vielfach die Regestenform genügen, mit Ergänzung von vorhandenen Lücken, z. B. aus den Jahren vor 1533, mit welchem die Reise der Nuntiaturberichte beginnt; mit Papst Pius V. (1566) tritt als Hauptfundstelle das *Brevenarchiv* (*Segreteria dei Brevi*) ein, das in seiner genauen Scheidung zwischen Bulle und Breve, zugleich mit sorgfältigsten Inventaren und Registern, die Bearbeitung sehr erleichtert. An dieses Gebiet tritt fürs erste Herr Dr. P. Arendt, Domvikar zu Frauenburg, heran, der nach gewonnener Vertrautheit mit dem Stoffe geeignete Vorschläge unterbreiten wird.

Den zweiten umfangreichen Stoff bilden die *Nuntiaturberichte* des Zeitraumes 1750—1850, des Jahrhunderts der sogenannten Aufklärung. Seit Jahren ist Herr Professor Dr. Hub. Bastgen zu Rom und in deutschen Archiven auf diesem Gebiete tätig, wie er selbst im vorigen Jahre zu Heidelberg dargelegt hat. Es kommen vor allem die Nuntiatoren von Wien, Köln, München in Betracht, jede in selbständiger Folge, dann auch Luzern und andere. Eine nähere Skizze wird Professor Bastgen seiner ersten Publikation vorausschicken. Dazu ist in Aussicht genommen und in Kürze druckfertig: Die geheime Reise des Prälaten Capaccini im Jahre 1837 an die Höfe von Wien, Dresden, Berlin, Hannover, nach Osnabrück, Düsseldorf, Köln usw., mit wertvollen Aufschlüssen über alle im genannten Jahre schwebenden kirchenpolitischen Fragen. Ebenso liegt zur Ausgabe binnen kürzester Frist bereit: Die Besetzung der preußischen Bistümer nach der Bulle *De salute animarum* im Jahre 1821. —

Diese erneuten und erweiterten Aufgaben bedingen reichliche Mittel, namentlich die letztgenannten Unternehmen, die noch die Wiegenzeit zu überwinden haben. Es ist daher sehr dankbar zu begrüßen, daß der deutsche Botschafter am Vatikan, Exzellenz Dr. Diego von Bergen, sich auf Bitte der Görres-Gesellschaft und des römischen Institutes beim Auswärtigen Amte zu Berlin um eine einmalige Zuwendung sowie um einen jährlichen Beitrag an das römische Institut verwendete, wobei er sogar weit über die erbetene Summe hinausging. Die Bewilligung durch das Auswärtige Amt und die Ueberreichung der Summen von 20 000 und 5000 Reichsmark fällt mit der Trierer Tagung zusammen, wo Herr Ministerialdirektor Heilbron dazu das Wort ergriff. Die Summe von 20 000 Mark soll vornehmlich zur Ergänzung der Bibliothek des deutschen Campo santo für Zwecke des römischen Institutes und zur Druckförderung fertiger Arbeiten, die 5000 Mark zu Hilfsmitteln bei den laufenden Forschungen des Institutes verwendet werden.

Trier (Rom), den 23. September 1925.

Ehses.



# Bericht über das Historische Jahrbuch 1924/25.

Während des Berichtsjahres konnten zum ersten Male seit den letzten Kriegsjahren wieder vier Hefte ausgegeben werden: Bd. 44, H. 2, und Bd. 45, H. 1—3. Die letzten beiden wurden, zu einem Doppelheft vereinigt, auf der Trierer Generalversammlung Herrn Geheimrat Finke als nachträgliches Angebinde zum 70. Geburtstage überreicht.

In den vier Heften sind folgende Abhandlungen enthalten:

44,2: H. Günter, Hermann v. Grauert †.

G. Kallen, Der Säkularisationsgedanke in seiner Auswirkung auf die mittelalt. Kirchenverfassung.

A. Berney, Michael Ignatz Schmidt.

F. Kampers, „Roma aeterna“ und „sancta Dei ecclesia rei publicae Romanorum“.

45,1: A. Allgeier, Das graeco-ägyptische Mysterium im Lukasevangelium.

E. Eichmann, Studien zur Geschichte der abendländischen Kaiserkrönung II: Zur Topographie der Kaiserkrönung.

E. Kluge, Kritische Anmerkungen zu den Gedichten des Publilius Optatianus Porfyrius.

C. Weyman, Analecta XXV—XXXIII.

45,2/3: J. Zellinger, Der geköderte Leviathan im Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg.

C. A. Willemssen, Kardinal Napoleon Orsini.

H. Otto, Marsilius von Padua und der Defensor pacis.

E. Lasowski, Die römischen Jubeljahre in ihren Beziehungen zu Schlesien.

L. Pfandl, Baltasar Gracián (1601/58).

F. Flaskamp, Die Religions- und Kirchenpolitik des Gr. Kurfürsten Friedrich Wilhelm v. Brandenburg nach ihren persönlichen Bedingungen.

M. Braubach, Das Ende der Kurkölnischen Universität Bonn.

J. Dorneich, Die politische Entwicklung des jungen Buß.

N. Paulus, Zur Geschichte des Wortes Beruf.

O. Hartig, Zur Biographie des Malers Hans Muelich von München (1516/73).

Im 2./3. Hefte des 45. Bandes sind auch die mehrere Jahre ausgefallenen Abteilungen „Rezensionen und Referate“ und „Zeitschriften-schau“ wieder aufgenommen worden, so daß das Historische Jahrbuch nunmehr — abgesehen von dem etwas herabgesetzten Umfang der einzelnen Hefte — in Erscheinungsweise und innerer Einrichtung wieder den Stand der Vorkriegszeit erreicht hat.

Tübingen, im Dezember 1925.

Prof. Dr. Erich König.

## Bericht über das Philosophische Jahrbuch.

Der 38. Jahrgang (1924/25) des Philosophischen Jahrbuches umfaßt 16 Abhandlungen. Davon entfallen auf die systematische Philosophie die acht folgenden: F. Sawicki, Der Satz vom hinreichenden Grunde; H. Fels, Was ist a priori und was ist a posteriori?; K. Schmieder, Alte und neue

Erklärungsversuche der Begriffsbildung; H. B u r g e r t, Zur Kritik der Phänomenologie; S. B e h n, Phänomenologie und Abstraktion; M. W i t t m a n n, Zum Verhältnis zwischen Moral und Religion; S. H a h n, Gesetz und Geschichte; A. G o c k e l, Die Ewigkeit des Weltgebäudes im Lichte der physikalischen Forschung.

Die Geschichte der Philosophie ist vertreten durch die sieben folgenden Abhandlungen: Fr. B l i e m e t z r i e d e r, Noch einmal die alte lateinische Uebersetzung der *Analytica posteriora* des Aristoteles; A. D y r o f f, Aegidius von Colonna? Aegidius Conigiatius?; A. B i r k e n m a j e r, Marco da Benevento und die angebliche Nominalistenakademie zu Bologna (1494—1498); F. F e d e r h o f e r, Ein Beitrag zur Bibliographie und Biographie des Wilhelm von Ockham; A. A d a m s, Die Grundgedanken der Philosophie de Bonalds; K. F r i e d e m a n n, Die Religion der Romantik; F. H e n n e r, Das Problem des Lebens nach Eduard v. Hartmann. — Dazu kommen zwei S a m m e l b e r i c h t e, siebenundzwanzig R e z e n s i o n e n und fünf M i s z e l l e n. Die Abonnentenzahl beträgt 503.

Dr. E. Hartmann.

## Bericht über die Sektion für Altertumskunde.

Die verschiedenen wissenschaftlichen Unternehmungen unserer Sektion für Altertumskunde konnten im Berichtsjahre 1924—1925 alle wieder aufgenommen und in ersprießlicher Weise weitergeführt werden.

1. Die w i s s e n s c h a f t l i c h e S t a t i o n in Jerusalem wurde im Februar 1925 wieder eröffnet, und zwar durch P. Dr. Evarist M a d e r, der nach Jerusalem reiste und den durch den Krieg unterbrochenen Faden wieder anknüpfte. Da das St. Paulushospiz des Deutschen Vereins vom Heiligen Lande noch zur Verfügung der englischen Regierung steht, fand er gastliche Aufnahme im Sionskloster der deutschen Benediktiner. Er fand, dank der Sorgfalt von P. Dunkel, die Bibliothek der Station fast völlig unversehrt und ließ sie in das Sionskloster bringen. Seinen mühevollen Verhandlungen und der freundlichen Unterstützung eines Mitgliedes des „Advisory Council of Archaeology“ gelang es, durch diesen leitenden Ausschuß der archäologischen Forschung in Palästina die warme Empfehlung seiner Eingabe an die englische Regierung behufs wissenschaftlicher Arbeiten und Ausgrabungen zu erlangen — der erste deutsche Forscher, dem diese Empfehlung zuteil wurde. Durch die Reichsregierung und die Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft wurden ihm Mittel für seine Arbeiten zur Verfügung gestellt. Bis alle Formalitäten zum Beginne der Ausgrabungen auf dem erwählten Gebiete an der Abrahams-eiche bei Hebron erfüllt waren, unternahm er mehrere Forschungen in Jerusalem und in andern Gegenden des Heiligen Landes. In Jerusalem studierte er die englischen Ausgrabungen auf dem Ophel mit ihren wichtigen Ergebnissen. Dann arbeitete er seinen Plan von Hebron aus und unternahm einen neuen Plan von Jerusalem. Den Monat Juli verbrachte P. Mader auf dem Karmel, wo er die Reste der ältesten christlichen Bauten aus dem 5. und 6. Jahrhundert erforschte und aufnahm, weiter zahlreiche Funde aus der Steinzeit machte, aus denen mit Sicherheit hervorgeht, daß der Berg Karmel in der neolithischen Epoche bereits stark besiedelt war.



Was die wissenschaftlichen Publikationen der Station betrifft, so erschien eine neue (unveränderte) Ausgabe von Bd. I der „Collectanea Hierosolymitana“: Paul Karge (†), Rephaim. Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens. Archäologische und religionsgeschichtliche Studien. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1925. XV u. 755 S. M. 30,—.

Es sei weiter erwähnt, daß P. E. Mader an der Herausgabe der deutschen Fliegeraufnahmen von Palästina mitgewirkt hat.

2. Das Stipendium für christliche Archäologie in Rom hatte H. Dr. Kalsbach aus der Kölner Erzdiözese, Kaplan im Campo santo teutonico. Er veröffentlichte in der „Römischen Quartalschrift“ einen Artikel über den Kanon des Nizänums betr. die Diakonissen, und hat eine größere Studie über die altchristlichen Diakonissen im Druck (als Supplementheft der „Röm. Quartalschrift“). In Rom leitete er mehrere Führungen zu den altchristlichen Denkmälern für junge Forscher auf dem Gebiete der Archäologie.

3. Von den „Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums“ erschienen folgende Hefte:

Bd. XIII, 2—3: Ad. Römer (†), Die Homeregeese Aristarchs in ihren Grundzügen dargestellt. Bearbeitet und herausgegeben von E. Belzner. XIV u. 286 S.

Bd. XIII, 4: O. Ch. Schulz, Die Rechtstitel und Regierungsprogramme auf römischen Kaisermünzen. X u. 124 S.

Im Drucke befinden sich: Bd. XV, 1: St. Teeumen, Der sprachliche Bedeutungswechsel bei Tertullian. — Ergänzungsband IV: B. Laum, Das alexandrinische Akzentuationssystem des Griechischen.

4. Von der Zeitschrift „Oriens christianus; Halbjahrshefte für die Kunde des christlichen Orients“, der einzigen Zeitschrift für dieses Gebiet in deutscher Sprache, erschienen die Jahrgänge 1922—1924 in einem Bande. Leipzig, Otto Harrassowitz, 1925, 312 S. — Aus dem Inhalte seien hervorgehoben an Textpublikationen: Wolff, Drei Begräbnisgesänge Narsais; Beyer, Die evangelischen Fragen und Lösungen des Eusebius in jakobitischer Ueberlieferung; Heffening, Eine arabische Versio der zweiten Paraenesis des Johannes Chrysostomos an den Mönch Theodoros; Coscuolly, Sixt-Centurys Fragments of an East-Syrian Anaphora; an Aufsätzen: Haase, Neue Bardesanesstudien; Michel, Die jährliche Eucharistia nach dem Bildersturm; Baumstark, Das Problem der Orts- und Personennamen im Sendschreiben des Lukianos von Kaphargamala, und Die frühchristlich-aramäische Kunst und die Konkordanz der Testamente. Dann sei besonders auf den Literaturbericht des Schriftleiters Baumstark (S. 226—312) hingewiesen.

Der Vorsitzende: J. P. Kirsch.

## Vorschläge über Begründung einer literarhistorischen Sektion im Rahmen der „Görres-Gesellschaft“.

In einer Görresakademie, zu der sich einmal bei so gesteigerter geistiger Bedeutung der deutschen Katholiken die Görres-Gesellschaft erhöhen sollte, darf wohl eine Abteilung für Literaturgeschichte nicht fehlen. Es sind starke Gründe, die dafür ins Gewicht fallen.

I. **Beweggründe und allgemeine Ziele.** Die allgemeine Lage der historischen Wissenschaften in Deutschland gibt Anlaß zu ernster Sorge nicht bloß für diese Wissenschaften selber, sondern auch vor allem für die Rolle, die diese Gruppe der Wissenschaften im nationalen Leben zu spielen berufen ist. Die Historie im weitesten Sinne hat zu Anfang des 19. Jahrhunderts wetteifernd mit den sogenannten Weltanschauungswissenschaften die geistigen Kräfte zur Wiedergeburt der Nation bereitgestellt. Sie hat im 19. Jahrhundert die Schöpfung des deutschen Staates vorbereitet. Sie hat, unbeschadet der Verdienste, die der politischen Organisation zukommen, einen wesentlichen Anteil am Aufstiege der deutschen Katholiken. Heute sind historische Gesinnung und historisches Rüstzeug in der jüngeren Generation stark verfallen. Und doch wird gerade unsere Generation den Kampf um die Rehabilitierung Deutschlands unter den Völkern mit den Waffen der Historie zu führen haben. Neue Völker sind entlang der deutschen Ostgrenze zu staatlicher Macht gelangt und sie bieten alle Kräfte auf, um das geschichtliche Weltbild zu ihren Gunsten und gegen Deutschland umzudeuten. Eine geistige Einstellung, wie sie in den jungen Leuten von heute sich durchzusetzen droht, macht unsern Nachwuchs für diese großen nationalen Aufgaben untauglich.

So will es scheinen, als erwüchsen der Görres-Gesellschaft aus der neuen Zeit auch wieder neue Aufgaben. Sicherlich greift die Literaturgeschichte nicht tiefer ins nationale Leben wie die allgemeine Historie und die philosophischen Disziplinen. Aber sie vermag weiter zu wirken und außerhalb der engeren Fachgrenzen in stärkerem Maße werbend aufzutreten. Und sie bietet, je weniger sie politische Probleme berührt, ein um so besseres Werbemittel auf kulturellem Gebiete. Und so liegt es nahe, die Tätigkeit der Gesellschaft mit gesammelter Kraft auf eine neue Aufgabe hin einzusetzen. Gerade hier lassen sich die übervölkischen Beziehungen, über die der Katholizismus verfügt, zugunsten der Nation fruchtbar machen.

Es war gewiß ein großer Gedanke und hat bisher reiche Früchte getragen, daß die Gesellschaft jungen Forschern mit Stipendien zu Hilfe kam. Aber ebenso wichtig dürfte es sein, in die zersplitterte wissenschaftliche Tätigkeit große, zusammenfassende Strebungen zu bringen, Aufgaben zu stellen, die vor allem zu lösen Not ist, auch im Bereiche dieser Wissenschaft die Heranbildung eines Nachwuchses zu fördern, der jedem Wettbewerb gewachsen ist.

Eine literarhistorische Abteilung der Görres-Gesellschaft soll geschulte und erfahrene ältere Forscher mit jüngeren und angehenden zusammenfassen und bei strengster Methode auf große gemeinsame wissenschaftliche Unternehmungen in Bewegung setzen. Wenn auch nicht in der Methode, so ist uns Görres doch auch hier ein Vorbild in den großen nationalen Zielen, unter denen er Literarhistorie getrieben hat.

II. **Arbeitsgebiete.** Vielleicht darf ein Einverständnis dafür vorausgesetzt werden, der Leitgedanke der Gesellschaft sei nicht so sehr in der Beschränkung auf katholische Forschungsobjekte auszudrücken, sondern darin, daß die deutschen Katholiken auf so vielen Wegen als möglich so weit als möglich nach vorn gebracht werden. Es scheint wohl im Gegenteil wünschenswert, daß die Arbeit der Gesellschaft sich je nach den Umständen auch auf wissenschaftliche Objekte erstreckt, die außerhalb der katholischen Sphäre liegen.

Nach dem Grundsatz „*Ars una, species mille*“ und gerade um des nationalen Zieles willen wäre vielleicht eine Abteilung für Literaturgeschichte schlechthin anzustreben. Es empfiehlt sich freilich, diese allgemeine Literaturforschung



organisch um die deutsche aufzubauen. In diesem Sinne sollen hier die wichtigsten Aufgaben angedeutet werden, die im Rahmen der Gesellschaft von der deutschen Literaturgeschichte zu lösen wären. Ich gliedere nach größeren Forschungsgebieten.

1. **Literatur des Mittelalters.** Hier ist zu den imponierenden Leistungen eines Jahrhunderts noch manches Gegenstück aufzurichten. Wir haben noch keine genaue Einsicht in die Osmose zwischen der Philosophie der Zeit und der weltlichen Literatur. Ueber die zahlreichen Probleme, die da bestehen und noch aufgeworfen werden können, wird sich vielleicht Herr G. Müller äußern.

2. **Eines der wichtigsten Fragenbündel** für die Uebergangszeit vom Mittelalter zum Humanismus und zur neuen Bildung des 16. Jahrhunderts betrifft die **Bewegung der Brüderherren**. Es ist zum Teil bekannt, zum Teil zu erraten, welchen ungeheuren Einfluß diese Reformgesellschaft auf den Frühhumanismus, das neue Schulwesen, den Buchdruck und die Ausbildung der neuen deutschen Prosa ausgeübt hat. Steigt man vom Niederrhein, der Heimat dieser Brüderbewegung, flußaufwärts, so trifft man überall die mächtigen Spuren dieses Geistes bis hart an Basel heran. Ein anderer Ast führt die deutsche Küste entlang bis nach Ostpreußen. Direkt oder indirekt stehen fast alle Humanisten Deutschlands um 1500 unter Einfluß der Brüderherren. Die Bedeutung der Gesellschaft für den Buchdruck zumal in Niedersachsen ist in großen Zügen bekannt. Aber auch da ist noch viel zu tun. Kaum beachtet ist noch der große Anteil der Herren an der Ausbildung der Uebersetzungskunst und der neuen Prosa in Deutschland. Ich möchte auf zwei Grundsätze hinweisen, nach denen unumgänglich die Erforschung dieses Kulturkreises zu betreiben wäre. Einmal, sie müßte in der Art angepackt werden, wie Konrad Burdach in dem ungeheuern geistesgeschichtlichen Umkreis des „Ackermann aus Böhmen“ verfahren ist; und dann läßt sich dem Problem nur lokalgeschichtlich beikommen. Man müßte von den jeweiligen Brüderhäusern ausgehen.

3. **Ueber den Humanismus** ist seit 60 Jahren unübersehbar viel gearbeitet worden. Aber die Forschung ist in vielen Partien veraltet. Und sie leidet als Ganzes an zwei fühlbaren Mängeln. Zunächst wurden große Synthesen gemacht. Namen brauche ich ja nicht zu nennen. Diese Bücher beherrschen immer noch die allgemeine Auffassung. Sie sind in Neubearbeitungen notdürftig an die neueren Ergebnisse angeglichen worden. Aber Neubearbeitungen vermögen ein schon weit zurückliegendes Buch nicht völlig zeitgerecht zu machen. Auf der anderen Seite hat man sich in zahllose Einzeluntersuchungen vertieft, die unglaublich zerstreut sind. Was uns fehlt, sind geschlossene Darstellungen, die nach Umfang wie Anlage und Objektbegrenzung die Mitte halten zwischen Gesamtsynthesen und der unübersehbaren Fülle der Einzeluntersuchungen. Also größere moderne Bücher über einzelne Zentralfiguren der humanistischen Bewegung. Ich vermag hier nur einiges anzudeuten. Wir brauchen eine würdige Monographie über Konrad Celtis, über Jakob Wimpfeling, über Bilibald Pirckheimer, um nur das Wichtigste zu nennen. Eine Grundaufgabe aber, die alle andern überragt, wäre eine abschließende Monographie über Nikolaus von Wyle, die oberdeutschen Kanzleien und die entscheidende schwäbische Uebersetzerschule des späten 15. und frühen 16. Jahrhunderts. Mit einer solchen Arbeit würde zu Burdachs Forschungen über den böhmischen Kulturkreis und mit den geforderten

Untersuchungen über den niederrheinischen Kulturkreis der Brüderherren unsere Kenntnis des 16. Jahrhunderts vom 15. her untermauert. Denn auf diesen drei Kreisen: dem böhmischen der Luxemburger, den wir durch Burdach nun vollkommen übersehen, dem niederrheinischen, dem schwäbischen, der landesherrlichen und eidgenössischen Kanzleien beruht der gewaltige geistesgeschichtliche, sprachliche und literarische Prozeß, den man als Humanismus bezeichnet. Hier könnte sich die Görres-Gesellschaft den Ruhm einer ganzen Akademie erwerben. Und wenn sich der katholische Nachwuchs in den Dienst dieser Aufgabe stellte, ließen sich eindrucksvolle und überaus förderliche Ergebnisse erzielen.

4. **Barock.** Hier liegen die Verhältnisse wahrhaft trostlos. Schlägt man das unleugbar große Interesse an, daß die deutschen Katholiken an dieser Epoche haben, so muß man das geringe Verständnis für diese Probleme bei denen, die sie vor allem angehen, tief bedauern. Heute liegen die Dinge so, daß z. B. in Salzburg aus den verjüngten Barockideen ohne Anteil katholischer Kräfte jenes Reformtheater aufzuwachsen scheint, von dem die deutschen Katholiken seit Jahr und Tag träumen. Es ist zu hoffen, die Wiederherstellung der Benediktineruniversität zu Salzburg werde der Erforschung des barocken Zeitalters mächtige Antriebe geben. Der literarische Barock ist vor allem Theater und seine Erforschung daher in erster Linie Theatergeschichte. Es gilt da sofort ein Vorurteil zu zerstreuen, das kaum auszurotten ist. Man äußert immer wieder, das Barocktheater sei ja, abgesehen vom Hoftheater jener Zeit, nur Schultheater. Wohl, aber damals war eben das Schultheater die Form des Theaterbetriebes, wie heute unser Geschäftstheater das typische Theater unserer Zeit ist. Man kann keine Schlagworte aus unserer Zeit in eine ganz andere übertragen. Diese Probleme lassen sich gleichfalls nur lokalgeschichtlich angreifen. Ich habe während meiner Freiburger Zeit die Schweizer Bühnenzentren des 17. Jahrhunderts in dieser Weise systematisch untersuchen lassen und dabei erfreuliche Resultate gehabt. Sehr lückenhaft ist noch unsere Kenntnis des Quellenmaterials, nämlich: Notizen und Berichte über Aufführungen, Spielbücher, Programme. Daher würde ich es zunächst als wichtigste Aufgabe für dieses Gebiet bezeichnen, ein Lexikon (vorerst handschriftlich mit mehreren Durchschlägen) anzulegen, in dem systematisch alles Quellenmaterial zusammengestellt wäre. Also ein Verzeichnis aller bekannten Aufführungen, der Berichte darüber, der Spielbücher und Programme mit genauen Angaben über Aufbewahrungsorte und ähnliches. Dazu wäre natürlich zunächst eine Durchsichtung aller in Betracht kommenden Bibliotheken notwendig. Es wäre eine Arbeit, die geraume Zeit und eine Reihe Mitarbeiter erfordern würde. Für das Zeitalter des Barock könnte nun, ja müßte eigentlich eine Zusammenarbeit der spanischen, französischen und italienischen Literaturhistorie mit der deutschen organisiert werden. Das wäre aber nur das eine. Es sind überhaupt theatergeschichtliche Arbeiten anzustreben. Und da es sich hier um eine ganz junge Disziplin handelt, so dürfte sie jüngere Leute in notwendiger Zahl locken. Außerhalb dieses Problemkreises sind erschöpfende, großangelegte Monographien über Scheffler, Spee, Balde, Biedermann Pflicht. Bereits laufende Arbeiten darüber — es sind mir solche zu Abraham a sancta Clara bekannt — müßten in dieser Richtung ermutigt werden.

5. **Für die neuere Zeit** kommen hier vor allem die katholischen Vorstufen zu dem, was man klassische Literatur nennt, in Betracht. Die landläu-



fige Auffassung über die Vorereignisse zum Klassizismus sind zu einem guten Teile Legende. Die Forschung hat bisher fast vollständig die wichtigen Uebergänge vom lateinischen barocken Schrifttum des frühen 18. Jahrhunderts her beiseite gelassen, und daraus ist der falsche Eindruck entstanden, die katholischen Länder Deutschlands hätten infolge ihrer völlig unfruchtbaren Lateinliteratur des 17. Jahrhunderts keinen Anteil am geistigen Aufstiege der Deutschen im späten 18. Jahrhundert. Es läßt sich z. B. an der Schweiz, an Bayern und manchen österreichischen Klöstern sehr schön und völlig überzeugend dartun, daß die Bewegung zu Gottsched und Bodmer hin in diesen Bereichen teilweise früher einsetzte als anderswo. Viel Material dazu und darüber steckt in älteren Untersuchungen. Dem müßte weiter nachgegangen werden und die Ergebnisse müßten in größeren Uebersichtsbüchern verarbeitet werden.

6. Die Literatur des 19. Jahrhunderts. In diesem Bereiche sind so viele Berufene wie Unberufene tätig, daß die Görres-Gesellschaft vorerst wohl sich auf die dringenden Probleme älterer Epochen zusammenfassen könnte. Aber daran erinnert muß werden, wir haben noch immer keine Biographien Brentanos und Friedrich Schlegels, wie sie bei den Fortschritten der biographischen Kunst nun zu fordern wären.

7. Beredsamkeit. Hier ist vollkommenes Neuland. Es gibt überhaupt kein literarhistorisches Buch, aus dem man sich auch nur einigermaßen unterrichten könnte. Die Predigt, und das nur der älteren Zeit, ist ziemlich ergiebig behandelt worden, aber sei es vom theologischen Standpunkte, sei es unter zu niedrigen philologischen Gesichtspunkten. Um einer künftigen Geschichte der deutschen Predigt von der ältesten Zeit bis tief ins 19. Jahrhundert vorzuarbeiten, müssen über den ganzen Zeitraum hin systematische Einzeluntersuchungen angeregt werden. Die besondere Aufmerksamkeit der Görres-Gesellschaft möchte ich aber auf die Geschichte der Staatsberedsamkeit in Deutschland hinlenken. Dafür fehlt heute jegliche, auch die primitivste Vorarbeit. Wenn man bedenkt, welche Rolle in dem neuen deutschen Staate die politische Beredsamkeit spielen wird, und wenn man sich des Dankes erinnert, den die deutschen Katholiken den Schöpfern ihrer politischen Organisation schulden, so wird man kaum bestreiten wollen, daß hier der Gesellschaft eine ihrer vornehmsten Pflichten reif zur Erfüllung geworden ist. Hier gälte der Grundsatz: kein Unterschied zwischen lateinischen und deutschen Denkmälern. Denn in das Zeitalter des Humanismus fällt eine bedeutsame Epoche der Staatsberedsamkeit in Deutschland. Und wir besitzen aus jener Zeit eine Fülle überaus wichtiger Urkunden. Anfangen müßte man auf diesem Gebiete mit einer erschöpfenden Zusammenstellung des Materials. Da müßten zunächst wenigstens für die ältere Zeit die Fachleute aus der politischen Historie uns an die Hand gehen. Chroniken und Geschichtswerke des Mittelalters enthalten sicherlich Denkmäler dieser Art, und es wäre dann freilich Sache der Kritik, nachzuweisen, was an diesem Material echt, was apokryph und literarisches Erzeugnis ist. Ferner würden ohne Zweifel die Akten jeglicher Art zu Konzilien und Reichstagen mit überraschendem Erfolg zu durchstöbern sein. Erst wenn diese Arbeit getan wäre, könnte man die Forschung mit literarhistorischer Methode an dieses Problem setzen.

8. Reiseliteratur. Für sie gilt das gleiche wie für die Literatur der Beredsamkeit. Die Denkmäler sind bequem zu übersehen. Das meiste aus der älteren Zeit ist bereits in der „Bibliothek des literarischen Vereins Stuttgart“ gedruckt. Aber es muß literar-historisch aufgeschlossen werden. Es

braucht wohl nicht beigefügt zu werden, daß es sich da um Erforschung unter literar-historischen Gesichtspunkten handelt. Denn wie die Beredsamkeit ist auch die Reiseschilderung, sofern sie über die nackte sachliche Feststellung hinausgeht, Teil unserer Nationalliteratur und Objekt der literar-historischen Forschung. Dem Wissenden sage ich nichts Neues, wenn ich darauf hinweise, was die Reisebeschreibung des 19. Jahrhunderts nationalpolitisch für den Aufbau des deutschen Staates und seiner jüngstvergangenen Weltgeltung bedeutet hat. Auf diesen beiden Gebieten, dem der Staatsberedsamkeit und dem der Reisebeschreibung, erblicke ich die gegenwärtigen Hauptprobleme der Literaturforschung des späteren 19. Jahrhunderts, versteht sich mit Einschluß der deutschen Geschichtskunst, der eigentlichen großen literarischen Schöpfung des 19. Jahrhunderts.

9. Wenn die Gesellschaft ihre neue Abteilung auch unmittelbar für nationale Arbeit fruchtbar machen will, so wäre ihre Aufmerksamkeit auf folgende Probleme zu lenken. Herder und die Romantik haben das Wiedererwachen des nationalen Selbstbewußtseins in den westslavischen Ländern entscheidend beeinflußt. Ganze Literaturen sind aus deutschen geistigen Zuflüssen herausgewachsen. Hier ist schon viel gearbeitet worden. Aber noch mehr bleibt zu tun. Ferner: Bekanntlich sind seit dem späten 18. Jahrhundert deutsche Intellektuelle in immer stärkeren Massen nach Italien gegangen. Viele haben sich dort niedergelassen. Das archäologische Institut in Rom war, lange ehe es einen deutschen Staat gab, Repräsentant der deutschen Einheit vor dem Auslande. Gemäß dem Parallelismus zwischen der deutschen und italienischen Entwicklung zum Nationalstaat haben deutsche Dichter und Schriftsteller in Italien auf diesen italienischen Prozeß eingewirkt. Hier lägen verlockende Möglichkeiten vor, darzutun, daß der deutsche Staat lange zuvor eine geistige Erscheinung wurde, ehe er sich politisch und mit den Waffen ausformte, und daß die deutsche Literatur wesentlich an dem italienischen Prozeß mitgearbeitet hat. Auch hier könnten die einschlägigen literarischen Disziplinen über fremde Völker, soweit sie von deutschen Forschern vertreten werden, herangezogen werden.

10. Ein sehr wichtiges Kapitel, das den Aufgaben der Gesellschaft besonders läge, wäre, die Literatur zu erforschen, die den Prozeß des sich bildenden Großbayern nicht bloß begleitete, sondern auch bedingte, und die Literatur der katholischen Bewegung in Bayern während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

11. Um jeden Anschein zu vermeiden, als spräche ich pro domo, weise ich zum Schluß darauf hin, daß man sich heute in so ziemlich allen Disziplinen, soweit sie überhaupt in Betracht kommen, mit der Rolle befaßt, die die sozialen Gebilde beim Aufbau des kulturellen Lebens spielen. Auch da lägen Möglichkeiten der Forschung vor.

Soviel glaube ich dargetan zu haben, welch überaus große Arbeit einer literar-historischen Abteilung der Gesellschaft wartet, wenn diese Aufgabe ergriffen wird.

III. O r g a n i s a t i o n. Die Sektion soll wissenschaftliche Arbeit und wissenschaftliche Arbeiter auf gemeinsame Aufgaben hin zusammenfassen und sie soll Mittel dafür bereitstellen.

Es hätte wenig Sinn, bloß Druckmöglichkeiten für Arbeiten zu schaffen, wie sie nach willkürlicher Wahl einlaufen. Ganz im Gegenteil. Eben darin, daß jeder dort in der Erde herumwühlt, wo er Funde vermutet, wo es Mode ist



zu wühlen; eben darin, daß schon zwanzigmal umgeworfene Erde noch ein und zwanzigstesmal durchgesiebt wird, liegt die Ursache für den vielfach so resultatlosen Arbeitsaufwand, der unsere Wissenschaft von heute kennzeichnet. Es wird also vorgeschlagen, die Gesellschaft solle sich über eine Reihe von Problemen, die dringend sind, einigen und sie in Angriff nehmen lassen. Diese Aufgaben müssen so weit an Umfang sein, daß die Forscher Gelegenheit zur Auswahl haben und daß sich jedes Ingenium mit seiner eigentümlichsten Anlage fruchtbar zur Geltung bringen kann.

Wie ließen sich Forscher für die ausgeschiedenen Aufgaben gewinnen?

1. Durch freie Werbung unter jenen, die dafür in Betracht kommen.
2. Indem Preisaufgaben aus den vorgeschlagenen Gebieten gestellt werden.
3. Indem man die Verleihung von Stipendien an solche Aufgaben knüpft.
4. Indem die Gesellschaft bekanntmacht, sie werde vorzügliche Dissertationen, wenn sie Aufgaben genannter Art behandeln, nach eigener Ueberprüfung in Druck nehmen.
5. Akademische Lehrer, die der Gesellschaft angehören, können leicht in ihrem Wirkungskreise die Forschung entsprechend diesen vorgesehenen Aufgaben fördern.

Wenn wir es für das Wichtigste halten, daß Männer gefunden werden, die sich zu solcher gemeinsamen Arbeit zusammenführen lassen, so wäre das Zweitwichtigste die Beschaffung der materiellen Mittel. Die Beratung darüber muß der Gesellschaft überlassen bleiben. Doch kann wohl gesagt werden, daß es von Vorteil wäre, wenn manche Aufgaben so gewählt würden, damit sie Interesse und allfällige Teilunterstützung bei einigen Ländern fänden. So würde wohl bei Arbeiten, wie sie unter Punkt 9 angedeutet wurden, bei Bayern eine gewisse Unterstützung erwartet werden können.

Wie sollten nun meiner Meinung nach die Publikationsmittel organisiert werden? Ich würde von einem Jahrbuch mit regelmäßigem periodischem Erscheinen abraten. Ein solches würde sich überhaupt, solange nicht ein sehr weiter und zuverlässiger Mitarbeiterkreis gesichert ist, kaum durchführen lassen. Periodische Erscheinungen, die an einen im voraus festgesetzten Zeitpunkt gebunden sind, stehen immer in Gefahr, invita Minerva zu arbeiten. Und vor allem: ein Jahrbuch vermag nur kleine Abhandlungen zu bringen. Gerade aber dafür ist gar kein Bedürfnis. Für solche begrenzte Abhandlungen gibt es jetzt wieder reichlich Publikationsmöglichkeiten. Und ich glaube dafür lohnt es sich nicht, einen Apparat, wie es die Görres-Gesellschaft ist, in Bewegung zu setzen. Wenn wir etwas Großzügiges machen wollen, das zu unternehmen sich lohnen soll, so kann das meiner Meinung nach nur durch eine freie Schriftenfolge erreicht werden. Sie müßte von vornherein so gegliedert werden, daß sich die Arbeiten auf den verschiedenen Gebieten wiederum mit der Zeit zu Sondergruppen zusammenschließen. Nur eine solche Anlage ist so elastisch, wie es die Natur der Sache erfordert. Es könnten sowohl besonders umfangreiche Unternehmungen in mehrere Fortsetzungen zerlegt werden, wie auf der andern Seite Sammelbände mit mehreren kleinen Abhandlungen, wenn sie ein Ganzes bilden, hergestellt werden können. Sind Arbeiten fertig geworden, so kann man einige Bände auf einmal bringen, und wenn Stockungen eintreten, so kann man mit Ruhe zuwarten. Sollte die Abteilung in Blüte kommen, sollten Mittel vorhanden sein und die Arbeiten sich mehren, so ist es ja immer noch Zeit, neben diesen freien Bücherfolgen ein ständiges Jahrbuch zu schaffen, das die Aufgabe hätte, die kleineren Arbeiten zu

sammeln, Forschungsberichte zu pflegen und für den ganzen Forscherkreis eine Sammelstelle zu bilden. Eine Zeitschrift vollends kommt gar nicht in Betracht. Wir haben deren bereits zwei, „Euphorion“ und „Vierteljahresschrift“, ganz abgesehen von anderen, die auch literarhistorische Aufsätze bringen. Und schließlich, ich persönlich könnte mir als Mitherausgeber der „Euphorion“ nicht selber Konkurrenz machen.

Mein Rat geht im Ganzen dahin: etwas Bedeutendes, was der Gesellschaft Ehre macht, oder gar nichts. Ich habe es versucht, Ihnen zu zeigen, welche mächtigen und wahrhaft nationalen Aufgaben uns locken. Auch wenn vorerst die verfügbaren wissenschaftlichen Kräfte an Zahl bescheiden sein sollten. Sie werden uns zuwachsen, wenn wir zu Arbeiten aufrufen, die würdig sind, daß man sich an ihnen verbraucht. Der psychologische Augenblick ist da. Geht die Verschleuderung der mühsam erworbenen historischen Erkenntnismittel in dem bisherigen Tempo weiter, so wird in dem kommenden Jahrzehnt ein Geschlecht heranwachsen, das gar nicht mehr fähig ist, ernste geschichtswissenschaftliche Probleme zu lösen. Wenigstens unter uns soll dem vorgebeugt werden. Es dürfen sich nicht mehr Zeiten wiederholen, da die deutschen Katholiken für die Pflichten der Zeit nicht gerüstet waren. Ich halte, auch wenn ich damit auf Widerspruch stoßen sollte, die bewußte Zerstörung der historischen Denkweise und der historischen Erkenntnismittel für eine große nationale und wissenschaftliche Gefahr. Man muß sich beizeiten vorsehen.

Königsberg, 10. September 1925.

Jos. Nadler.

## Referat über Gründung einer literaturwissenschaftlichen Sektion.

Auf Grund eines eingehenden schriftlichen Referats von Professor Nadler-Königsberg, grundsätzlicher Bemerkungen von Geheimrat Professor Finkbe-Freiburg, und eines eigenen Referats gab Professor G. Müller-Freiburg i. Schw. einen kurzen Ueberblick über die derzeitige Lage der Disziplin, die im wissenschaftlichen, katholischen und nationalen Interesse eine Zusammenfassung der in Betracht kommenden Arbeitskräfte und Arbeiten durch die Görres-Gesellschaft dringend erforderlich macht. Es handelt sich in der Hauptsache um zwei Gebiete, erstens das der Forschungsmethode (Verteidigung und Klärung des geschichtlichen Denkens, Fruchtbarmachen der soziologischen Betrachtungsweise, Ausbau und Berichtigung der geistesgeschichtlichen Grundbegriffe wie Stil- und Weltanschauungstypen, literaturwissenschaftliche Wertlehre u. dergl.), zweitens das der Erschließung und In-Bezug-Setzung ungehobenen Materials. Für die zweite Aufgabe insbesondere wurde der umfassende Arbeitsplan skizziert, den Prof. Nadler entworfen hat: Erforschung des Schrifttums der Brüderherren, monographische Behandlung führender Humanisten (Niklas von Wile!), Erschließung der Barockdramatik, katholische Vorstufen der weimarer „Klassik“, das ganze Bereich der Reiseliteratur und Beredsamkeit. Zu erforschen wäre ferner in Ergänzung sporadischer französischer Leistungen, wieweit das Schrifttum der altdeutschen Mystik in den außerdeutschen Gebieten wirksam ist und wieweit es im 16. und 17. Jahrhundert



Fortsetzung findet. Das 19. Jh. stellt endlich nicht nur die Aufgabe der Monographien von Gestalten wie Fr. Schlegel, Görres, Brentano, Stifter; es fordert auch die Aufdeckung kaum geahnter literatur- und geistesgeschichtlicher Zusammenhänge, in denen Erscheinungen wie Ida Hahn-Hahn, Alban Stolz u. a. stehen. Die Auswirkung Herderscher Antriebe auf die slawischen Völker führt zu den großen Aufgaben, die auf dem Gebiete der außerdeutschen Literaturen zu lösen sind. Nicht allein, daß ja auch Humanismus und Barock nur im abendländischen Zusammenhang zu bearbeiten sind: das Arbeitsfeld soll sich grundsätzlich auf die europäischen Literaturen erstrecken. Zur Verwirklichung dieser Ziele ist über die Organisation von vorhandenen Kräften hinaus das Heranziehen und Heranbilden neuer erforderlich, also Forschungsstipendien, Preisaufgaben, Ermöglichung literarischen Wirkens. Eine freie Schriftenfolge wäre ins Auge zu fassen. Daneben aber erscheint ein Jahrbuch als fester Sammelpunkt der Arbeit trotz mancher Bedenken als kaum entbehrlich, zumal gerade auch dadurch die Inangriffnahme der Aufgaben organisiert und die Heranziehung von Kräften gefördert werden könnte. Referent schließt mit der Bitte um Begründung der Sektion. Geheimrat Prof. Finke bringt den Antrag befürwortend zur Abstimmung und überweist nach einstimmiger Annahme des Antrags die vorbereitenden Arbeiten einem Ausschuß.

Freiburg i. d. Schw.

Prof. A. Günther Müller.

## Bericht über das Staatslexikon.

Das neue Staatslexikon hat im Jahr 1925 einen wesentlichen Schritt vorwärts getan. Die Hoffnung, daß Anfang Oktober das Manuskript für zwei Bände geschlossen vorliegen würde, die hat sich allerdings nicht erfüllt, nur das Manuskript für einen Band ist in den Händen der Schriftleitung. Die Drucklegung des ersten Bandes wird Mitte Oktober beginnen. Wenn nicht höhere Gewalt dazwischen tritt, wird bei der Jubelfeier der Görres-Gesellschaft in Koblenz im Herbst 1926 Band I schon mehrere Monate im Buchhandel erschienen, Band II dem Abschluß in der Drucklegung nahe sein. Wenn das für 1925 gesteckte Ziel nicht ganz erreicht wurde, so liegt die Ursache nicht ausschließlich an den Hemmnissen, die die Unterbringung und Ablieferung zahlreicher Beiträge naturgemäß mit sich bringen. Allerdings kann sich vorerst noch eine recht erhebliche Zahl von Mitarbeitern schwer mit der Tatsache abfinden, daß die Druckerei aus den mit Sammelwerken reichlich gemachten Erfahrungen heraus erst den Satz und Druck eines Bandes beginnt, wenn das gesamte Manuskript dieses Bandes geschlossen vorliegt. Ein wesentlicher Teil der Schuld liegt jedoch auch an dem Charakter der Gegenwart als Uebergangszeit und in dem naturgemäß langsamen Vorwärtsschreiten der Um- und Neugestaltung wichtiger Materien des Staats-, Sozial- und Wirtschaftslebens. Die Schriftleitung betrachtet es als eine ihrer Aufgaben, nach bestem Können darauf bedacht zu sein, daß ein Werk wie das Staatslexikon, das gewaltige Aufwendungen an geistigen wie an materiellen Kräften erfordert, auf absehbare Zeit Dauerwert besitzt. Die Verzögerung im Abschluß der Neugestaltung des Finanz- und Steuerwesens, die nur provisorische Regelung der gesamten Handelspolitik, der Umstand, daß der Neubau des gesamten Gemeinderechts, abgesehen von Baden und Sachsen, in allen deutschen Ländern

ins Stocken geraten ist, das alles deutet schon an, mit welchen Hemmnissen Mitarbeiter und Schriftleitung zu kämpfen haben. Wiederholt wurde schon darauf hingewiesen, daß das neue Staatslexikon mehr als eine umgearbeitete und ergänzte Neuauflage ist, daß es ein völlig neues Werk sein wird, das mit dem alten Werk einzig den Titel, die hohen, hehren Ziele und die programmatischen Grundsätze gemeinsam hat. Der im Manuskript vorliegende Band I des neuen Werkes berechtigt zu der Hoffnung, daß auch das neue Staatslexikon der Görres-Gesellschaft zur Ehre gereichen wird, daß es dazu beitragen wird, als einziges der unter der Aegide der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Werke, das nicht ausschließlich der Forschung und der Fachwissenschaft dient, Name und Geltung der Görres-Gesellschaft auch in weitere, auch nicht rein wissenschaftlich und akademisch eingestellte Kreise zu tragen. Welch große Bedeutung dem Staatslexikon zukommt, haben erst bei der Heidelberger Tagung in ihren Ansprachen die höchsten Vertreter von Kirche und Staat, der Erzbischof von Freiburg und der badische Staatspräsident betont. Die Schriftleitung darf deshalb wohl dem Wunsch und der Bitte Ausdruck geben, daß diese große Bedeutung des Staatslexikons im Sinne positiver Mitarbeit an mancher Stelle mehr gewürdigt würde. Allerdings, das neue Werk zählt schon mehr als 350 Mitarbeiter, darunter Kirchenfürsten und Staatsmänner von europäischer Bedeutung, eine große Zahl höherer Verwaltungsbeamter aus dem Reich, den Gliedstaaten und den Gemeinden, zahlreiche Gelehrte, aber auch viele Männer und auch Frauen des praktischen Lebens. Und doch besteht kein Ueberreichtum an Mitarbeitern, im Gegenteil; eine Mitarbeiternot, die immer wieder von neuem zeigt, daß auf katholischer Seite noch überaus zahlreiche Felder fast gar nicht, oder viel zu wenig beackert werden, auch Gebiete, wo man bisweilen eine ausreichende Pflege und Vertretung annimmt. Schwere Verluste für das neue Werk bedeuteten das Ableben von Professor Alois Meister-Münster, von Weihbischof Hähling v. Lanzenauer, von Ministerialdirektor Beusch und von Legationsrat Hommerich.

Freiburg i. Br.

Dr. Hermann Sacher.



# Festadresse der Görres-Gesellschaft

zum 80. Geburtstag

Sr. Eminenz des Herrn Kardinal Franz Ehrle

17. Oktober 1925.

Eminenz!

Die Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaft im katholischen Deutschland begrüßt unter den zahlreichen Ihnen huldigenden wissenschaftlichen Organisationen den heutigen Ehrentag Ew. Eminenz, ihres verehrtesten Beiratsmitgliedes, mit ganz besonderer dankbarer Freude. Denn sie zählt Ew. Eminenz zu den hervorragendsten Förderern ihrer Arbeiten und Bestrebungen. Sie selbst haben vor beinahe vier Jahrzehnten durch Ihren bahnbrechenden Aufsatz über das Nürnberger Armenwesen Ihre Mitarbeiterschaft an unseren wissenschaftlichen Unternehmungen begonnen, Sie haben so manches Werk unserer Gelehrten durch liebevolle und opferwillige Unterstützung gefördert, Sie haben durch Ihr warmes Interesse und Ihren wohlwogenen Rat in entscheidenden Momenten unsere Gesellschaft sich zu dauerndem Danke verpflichtet. Die Görres-Gesellschaft empfindet heute aber auch ein Gefühl stolzer Freude, daß eine Anzahl Ihrer wichtigsten Arbeiten mit der materiellen Unterstützung der Gesellschaft hat erscheinen dürfen. Nicht liegt es mir ob, Ihr so umfangreiches, oft bahnbrechendes Schaffen auf dem Gebiete mittelalterlicher Theologie, Philosophie, Nationalökonomie und Geschichte zu würdigen, betonen möchte ich nur, wie Ew. Eminenz zu den wenigen Gelehrten des letzten Menschenalters gehören, deren Namen mit Recht internationalen Klang hat, da Ew. Eminenz Arbeiten die Forschung bei den bedeutendsten Kulturvölkern gleichmäßig befruchtet haben, wie ferner vor allem Ihre gerecht abwägende Darstellung schwieriger geschichtlicher Probleme Ew. Eminenz den Ehrennamen des objektivsten Forschers hat eintragen können, und wie als schöne Frucht dieser wahren Objektivität in der Schilderung auch dunklerer Zeiten im Leben der Kirche — ich denke da besonders an die glänzenden Aufsätze über das große Schisma — die Liebe zur Kirche nicht hat erkalten können. Möge es Ew. Eminenz mit Gottes Hilfe vergönnt sein, die begonnenen großen Werke zu vollenden, zum Nutzen der Wissenschaft und zur Ehre der Kirche! Das ist der Wunsch des Vorstandes und nicht zuletzt

Ihres Sie ehrfurchtsvoll und dankbarst verehrenden

Heinrich F i n k e

Präsident der Görres-Gesellschaft.

## Clemens Baeumker †

Am 7. Oktober 1924 starb in München nach schwerer mit christlicher Geduld ertragener Krankheit der o. Professor der Philosophie an der Universität Dr. phil., Dr. theol. h. c., Dr. jur. h. c. Clemens Baeumker, o. Mitglied der Bayerischen und korrespondierendes Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften. An seinem Grabe hat Geh.-Rat Prof. Ed. Schwartz, der im Namen der Bayerischen Akademie dem Heimgegangenen einen Nachruf widmete, erklärt, daß die Akademie an Cl. Baeumker eines ihrer gelehrtesten Mitglieder verloren habe. Der Präsident der Görres-Gesellschaft, Geh.-Rat Prof. Finke, der Baeumker schon seit seinen Studienjahren kannte und schätzte, hat auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Trier Baeumker als das gelehrteste Mitglied der Görres-Gesellschaft bezeichnet. Kundgebungen von Freunden und Fachgenossen des Auslandes, die teils der verehrten hingebungsvoll besorgten Gemahlin des Verstorbenen, teils dem Schreiber dieser Zeilen in warmempfundenen Briefen zugingen, sind auf den gleichen Ton gestimmt. Es ist hier nur in großen Umrissen möglich, ein wissenschaftliches Charakterbild Baeumkers zu zeichnen. Ich muß es mir versagen, näher zu schildern, was Baeumker als Mensch, als Freund und Kollege, als frommer gläubiger Katholik für seine Familie und Umgebung, für die geistigen Strebungen und Interessen des katholischen Deutschland und darüber hinaus gewesen ist. Der Görres-Gesellschaft war er mit warmer Liebe zugetan. Viele Jahre stand er an der Spitze der philosophischen Sektion und sprach auch mehrfach auf den Generalversammlungen, zuletzt 1911 in Hildesheim, über die Philosophie Henri Bergsons. Eine größere Abhandlung: *Einige Gedanken über Metaphysik und über ihre Entwicklung in der hellenischen Philosophie*, die nicht vergessen werden darf, eine andere Arbeit über die Philosophie Herbert Spencers sind in den Jahresberichten der Görres-Gesellschaft veröffentlicht. Zahlreiche Abhandlungen aus Baeumkers Feder, die, auch wenn es bloß Rezensionen sind, immer Wertvolles und Neues bringen, sind im Philosophischen Jahrbuch erschienen. Für das Staatslexikon hat



Baeumker inhaltvolle Artikel über Platon, Spinoza, Rousseau und Fichte geschrieben.

Clemens Baeumker wurde am 17. September 1853 zu Paderborn als das Kind einer tiefgläubigen katholischen westfälischen Familie geboren. Er machte seine humanistischen Studien am Gymnasium seiner Vaterstadt, wo sein Vater als Professor wirkte. An der philosophisch-theologischen Lehranstalt, der jetzigen bischöflichen Akademie in Paderborn begann Baeumker seine philosophischen und theologischen Studien, die er dann an der Akademie in Münster fortsetzte und durch das Studium der klassischen Philologie erweiterte. Um nach dem Tode seines Vaters besser für seine Mutter sorgen zu können, verzichtete er auf den Plan, sich zu habilitieren, und trat nach dem philologischen Staatsexamen zu Paderborn in den Gymnasialunterricht ein. Die Vorsehung fügte es indessen doch, daß Baeumker bald an das akademische Lehramt gelangte und so ein großes Forscher- und Gelehrtenleben beginnen konnte. Im Jahre 1883 wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie an die Universität Breslau berufen, wo er volle 20 Jahre wirkte und in einem lieben Freundeskreis sich heimisch fühlte. Von 1900 bis 1903 sehen wir ihn als Professor an der Universität Bonn, bis er einem ehrenvollen Ruf nach Straßburg als Nachfolger Windelbands Folge leistete. Im Jahre 1912 siedelte Baeumker als Nachfolger G. v. Hertlings an die Universität München über, deren Rektor er auch in dem Unglücksjahre des Zusammenbruchs und der Revolution gewesen ist.

Was dieser äußere Lebensrahmen an hingebendster wissenschaftlicher Arbeit in Lehre und bahnbrechender Forschung in sich schließt, läßt sich auf so engem Raume kaum andeuten. Als Baeumker seine akademische Laufbahn begann, war auch in Deutschland für die katholische Philosophie die Zeit der Neuscholastik angebrochen, die durch die Enzyklika Leos XIII. Aeterni Patris vom Jahre 1879 auch einen mächtigen kirchlichen Impuls erhalten hatte. Es hatte diese Bewegung in erster Linie mehr eine systematische Form in Lehrbüchern der Philosophie ad mentem S. Thomae angenommen. In Deutschland hat die Neuscholastik viel Kraft in polemischen Auseinandersetzungen mit dem Güntherianismus und anderen Richtungen innerhalb der katholischen Wissenschaft verbraucht. Da haben nun fast gleichzeitig hervor-

ragende Gelehrte erkannt, daß zu einer richtigen Verwertung und Bewertung der scholastischen Philosophie und Theologie umfassende historische Forschung, eine Einsicht in das gewaltige gedruckte und ungedruckte Quellenmaterial notwendig sei. Diese Männer waren die beiden Franziskaner Fidelis a Fanna und Ignatius Jeiler, ein Familienfreund Baeumkers, die beiden genialen Schöpfer der monumentalen Bonaventuraausgabe, der unvergeßliche Dominikaner Heinrich Denifle, der gerade daran war, seine fruchtbaren Forschungen über deutsche Mystik auf die mittelalterliche Universitätsgeschichte und Scholastik auszudehnen, und P. Franz Ehrle S. J., der nunmehrige Kardinal Ehrle, der anfangs der achtziger Jahre in ausgedehnten Bibliotheksreisen die ungedruckte Scholastik erforschte und im Jahre 1883 seinen programmatischen Aufsatz über das Studium der scholastischen Handschriften in der Zeitschrift für katholische Theologie veröffentlichte. In die Bahnen dieser Forschung trat auch Baeumker ein, dessen Name für immer mit der geschichtlichen Erkenntnis der gedruckten und ungedruckten Scholastik im Rahmen der mittelalterlichen Gesamtkultur verbunden ist. Anfangs hat Baeumker sich in die griechische Philosophie vertieft, die er durch seine Münsterer Dissertation über des Aristoteles Lehre von den äußeren und inneren Sinnesvermögen (1877), durch eine Reihe von Aufsätzen und vor allem durch sein umfangreiches tiefgründiges Werk über das Problem der Materie in der griechischen Philosophie (1890) gefördert und bereichert hat. Gerade diese große Vertrautheit mit den Texten und dem Geiste der griechischen Philosophie hat die ideengeschichtlichen Untersuchungen Baeumkers auf dem Gebiete der mittelalterlichen Philosophie ungemein befruchtet.

Mit seinen Studien über die Philosophie des Mittelalters ist Baeumker im Jahre 1891 durch die Gründung der Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters als des großen Zentralorgans für Veröffentlichung von Texten und Untersuchungen zugleich als Forscher und Organisator von großem Ausmaß hervorgetreten. In den 25 Bänden mit weit über 100 teilweise recht umfangreichen Monographien, die bis zum Tode Baeumkers im Aschendorffschen Verlage erschienen sind, ist eine unübersehbare Fülle von wissenschaftlicher Lebensarbeit des Herausgebers geborgen. Nicht bloß seine eigenen Ver-



öffentlichungen, sondern auch die anderen dieser Sammlung tragen den Stempel seines unerschöpflichen Wissens, das er in edler Uneigennützigkeit an andere austeilte, und seiner Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit, mit welcher er, alles sehend, verbessernd und ergänzend, die Druckbogen gelesen hat. Aus Baeumkers Feder selbst stammen folgende in den Beiträgen erschienene Werke: *Avengebrolis* (ibn Gebirol) *Fons vitae*, eine der umfangreichsten und wichtigsten scholastischen Quellenpublikationen (1895). Die *Impossibilia* des Siger von Brabant (1898); *Witelo*, ein Philosoph und Naturforscher des 13. Jahrhunderts (1908), ein gewaltiger Band, der eine Edition der Abhandlung *De intelligentiis* und wertvollste ideengeschichtliche Untersuchungen umfaßt; *Alfarabi Ueber den Ursprung der Wissenschaften* (1916); *Des Alfred von Sareshel (Alfredus Anglicus) Schrift De motu cordis* (1923), Frühmittelalterliche Glossen des angeblichen Jepa zur *Isagoge* des Porphyrius (mit S. v. Waltershausen) 1924, *Tractatus contra Amaurianos* (im Druck). Außerdem werden in den Beiträgen noch *Gesammelte Aufsätze*, die Baeumker vor seinem Tode noch bearbeitet hat, erscheinen. Außerhalb der Beiträge hat der unermüdliche Forscher noch eine Menge von Spezialuntersuchungen zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie teils in eigenen Schriften, teils in Zeitschriften und Sammelwerken veröffentlicht. Um nur das Allerwichtigste anzuführen, so hat er in den Sitzungsberichten der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zwei sehr wichtige Monographien publiziert: *Die Stellung des Alfred von Sareshel (Alfredus Anglicus) und seiner Schrift de Motu cordis in der Wissenschaft des beginnenden 13. Jahrhunderts* (1913) und *Petrus von Hibernia; der Jugendlehrer des Thomas von Aquino und seine Disputation vor König Manfred* (1920, auch ins Italienische übersetzt). Weiterhin seien erwähnt: *Dominicus Gundissalinus als philosophischer Schriftsteller* (1900, auch französisch erschienen); *Handschriftliches zu Alanus* (Philos. Jahrbuch 1893—94); *Das pseudo-hermetische Buch der vierundzwanzig Meister* (*Liber xxiv philosophorum* 1913); *Roger*

Bacons Naturphilosophie (1916). Sehr viel Neues und Anregendes steckt auch in dem Jahresbericht über die abendländische Philosophie im Mittelalter, den Baeumker im Archiv für Geschichte der Philosophie (1892, 1897, 1909) veröffentlicht hat.

Was alle diese Einzeluntersuchungen und Texteditionen Baeumkers charakterisiert und auszeichnet, ist die Verbindung von philosophischer Exaktheit und paläographischer Sicherheit in der Wiedergabe und Beurteilung auch der schwierigsten mittelalterlichen Handschriften mit eindringendster Kenntnis der ideengeschichtlichen Entwicklung und tiefster spekulativer Durchdringung der gemeinsamen und der differenzierenden philosophischen Gedanken und Probleme des mittelalterlichen Denkens. Baeumker hat es meisterhaft verstanden, die Grundsätze der philologischen und historischen Methode und der Editionstechnik auf die literarhistorische und literarkritische Bearbeitung der Scholastik und auf die Ausgaben scholastischer Texte zu übertragen. Wer auf diesen schwierigen Gebieten der scholastischen Handschriftenforschung und Textedition sich einarbeiten will, der kann aus sorgsamer Durchsicht der einschlägigen Schriften Baeumkers in methodischer Hinsicht außerordentlich viel lernen. Leider konnte Baeumker große Pläne, wie die Ausgabe der lateinischen Uebersetzung der Metaphysik Avicennas, die er schon in Breslau in Angriff genommen hat, nicht ausführen, da seine Gesundheitsverhältnisse seinem rastlosen Forschungsdrang Schranken setzte. Seine Arbeiten sind nicht Umgießung schon bekannten Wissensstoffes, sie sind ganz vom Vorwärtsdrang nach Neuem getragen. Ich kann hier nicht einmal andeuten, wieviel neue Züge und Linien Baeumkers Arbeiten in das Antlitz der mittelalterlichen Philosophiegeschichte eingetragen haben. Er hat den Ausdruck „Gemeingut der Scholastik“ geprägt und den Unterschied zwischen den gemeinsamen Grundüberzeugungen des mittelalterlichen Denkens und der Mannigfaltigkeit und Differenzierung der philosophischen Richtungen und Strömungen aufgeheilt, er ist den antiken Quellen der Scholastik nachgegangen und hat dem Problem der Aristotelesrezeption seine Aufmerksamkeit zugewendet, er hat nachdrücklichst auf die Bedeutung der Philosophie der Artistenfakultät, in der die Philosophie nicht zu theologischen Zwecken, sondern um ihrer selbst willen gepflegt wurde, hinge-



wiesen, und hat in die verworrene Biographie Sigers von Brabant, des Führers dieser Artistenphilosophie, zuerst Klarheit gebracht. Welch herzliche freundschaftliche Freude zeigte er mir, als es mir glückte, in einer Handschrift der Münchener Staatsbibliothek umfangreiche Quaestionen Sigers zu einem großen Teil der aristotelischen Schriften zu entdecken. Baeumkers Forschungen haben in ideengeschichtlicher Hinsicht zu den großen Richtungen des Augustinismus und Aristotelismus im 13. Jahrhundert, deren Aufzeigung das große Verdienst Kardinal Ehrles ist, noch als dritte starke Strömung den scholastischen Neuplatonismus hinzugefügt und die Geschichte der neuplatonischen Lichtmetaphysik geschrieben. Ihm verdanken wir auch die beste Darstellung der Geschichte der mittelalterlichen Gottesbeweise und wertvollste Mitteilungen zur Geschichte der scholastischen Erkenntnislehre. Baeumkers Arbeiten sind auch weit über Deutschlands Grenzen hinaus anerkannt und bewundert worden. Es sind nach dem Vorgang und dem Vorbild der Beiträge im Ausland Unternehmungen organisiert worden, so die *Philosophes Belges*, das *Spicilegium Lovaniense*, die *Bibliothèque Thomiste* usw.

Baeumker hat indessen nicht bloß in tiefschürfenden Spezialuntersuchungen und peinlich sorgfältigen Texteditionen die Erforschung der mittelalterlichen Philosophie und auch Theologie gefördert, ja in ganz neue Bahnen bringen helfen, er hat auch als Meister der geschichtlichen Synthese in eindrucksvollen, aus der exaktesten Spezialforschung herausgewachsenen und darum wirklichkeitsgetreuen Gesamtdarstellungen der mittelalterlichen Philosophie sich gezeigt. Ich erinnere hier an seine klassische Darstellung der christlichen Philosophie des Mittelalters und der patristischen Philosophie in *Hinnebergs Kultur der Gegenwart* (3. Auflage 1923), an die Straßburger Rede über den Anteil des Elsaß an den geistigen Bewegungen des Mittelalters (1912), an die helles Licht über Jahrhunderte ausgießende Münchener Akademierede über den Platonismus im Mittelalter (1916), an die Abhandlung *Mittelalterlicher und Renaissance-Platonismus* (Festschrift Schlecht 1917). Baeumker gehörte wahrlich nicht zu den Gelehrten, welche ganz ins einzelne verloren und vergraben den Blick für das Ganze, für große Zusammenhänge verlieren, so wenig er auch über diejenigen

Schriftsteller erfreut war, die ohne gründliche Kenntnis der Materialien in luftigen Linien Gesamtbilder großer Perioden zeichnen. Seine Darstellungen großer philosophischer Richtungen, seine sich einfühlenden lebendigen Charakteristiken führender scholastischer Denker, seine Erörterungen über Geist und Form der Scholastik sind Prägungen in Erz von unvergänglichem Wert, weil sie eben in die eiserne Wirklichkeit sich eingraben. Was diesen Arbeiten Baeumkers einen ganz besonderen Reiz verleiht, ist die innige Fühlung mit der mittelalterlichen Gesamtkultur, für deren verschiedene auch außerphilosophische Formen und Aeüßerungen Baeumker ein so feines Verständnis besaß.

Der allgemeine Teil der genannten Darstellung der christlichen Philosophie des Mittelalters: „Charakteristik der mittelalterlichen Philosophie“, ist meines Erachtens einer der allerwertvollsten Beiträge zur Bestimmung der mittelalterlichen Weltanschauung. In Belows und Meineckes Handbuch der mittelalterlichen und neuesten Geschichte war viele Jahre als in Vorbereitung befindlicher Bestandteil dieses Sammelwerkes ein Buch Baeumkers über die Weltanschauung des Mittelalters angekündigt. Leider ist dieses Buch nie geschrieben worden, es wäre eine gerade aus den innersten Lebenskräften des mittelalterlichen Denkens und Wollens heraus tiefbegriffene Darstellung der mittelalterlichen Weltanschauung geworden.

Durch diese innige Fühlungnahme mit der mittelalterlichen Gesamtkultur gewinnt die scholastische Philosophie an Interesse und Bedeutung für diejenigen, welche den tieferen Grundlagen des mittelalterlichen Geisteslebens ihr Augenmerk zuwenden. Es ist zu einem guten Teile der wissenschaftlichen Lebensarbeit Baeumkers zu verdanken, daß man auch in nicht katholischen Kreisen die Scholastik als eine große wissenschaftliche Leistung unter Ablegung aller aus der Zeit der Humanisten und Reformatoren überkommener Vorurteile zu bewerten begonnen hat.

Wenn der Schwerpunkt der wissenschaftlichen Tätigkeit Baeumkers auch auf dem Gebiete der Philosophie des Mittelalters liegt, so war er doch auch mit der Philosophie der neueren und neuesten Zeit wohlvertraut. Seine Vorlesungen über die Geschichte der neueren Philosophie und über Kant waren sehr beliebt. Er hatte auch für die Philosophische Bibliothek, die er mit L. Baur und M. Ettliger herausgab, eine Ge-



schichte der Neueren Philosophie übernommen, mußte aber aus Gesundheitsrücksichten auf die Verwirklichung dieses Planes verzichten. Ich kann hier auf seine Abhandlungen, die diesen Perioden der Geschichte der Philosophie gelten, nicht eingehen, ich möchte nur auf den Jubiläumsartikel über I m m a n u e l K a n t im Hochland (1904) hinweisen. Es hieße Baeumkers wissenschaftliche Bedeutung nur einseitig betrachten, wollte man in ihm lediglich den Historiker der Philosophie sehen, so sehr auch in seiner literarischen Tätigkeit die philosophiegeschichtliche Seite vorwiegt.

Baeumker hat sich mit voller Hingebung auch in die s y s t e m a t i s c h e n Probleme der Philosophie versenkt. Sein literarischer Nachlaß ist hierfür ein überzeugender Beweis. Es enthält derselbe seine sorgfältig gearbeiteten Vorlesungen über Logik und Erkenntnislehre, über Metaphysik, Psychologie, über Grundfragen der Ethik und Staatsphilosophie. Diese Vorlesungen liegen meist in einer Reihe von Uebersetzungen und Neubearbeitungen vor. Seine Vorlesungen über Logik und Methodenlehre werden soeben von M. Ettliger zur Drucklegung in Köfels Philosophischer Bibliothek hergerichtet und vollendet. Seine systematische Philosophie hat Baeumker in erster Linie in seinen Vorlesungen seinen Schülern, denen er ein väterlicher Freund gewesen, vermittelt. Seine Vorlesungen waren nicht immer leicht, es war nicht seine Art, ein leicht faßliches Kompendium zu vermitteln, nach dessen Abhörnung und Erlernung der Zuhörer von den großen Zentralproblemen der Philosophie wenig begriffen hat. Baeumker hat gerade die tieferen Geister unter seinen Schülern machtvoll angezogen und ins philosophische Denken eingeführt. Eine stattliche Anzahl deutscher und auch ausländischer Philosophieprofessoren, darunter der jetzige Bischof J. Turner von Buffalo, vormals Professor an der katholischen Universität Washington, der in der Inflationszeit die Beiträge zur Geschichte der Philosophie des Mittelalters edelmütig unterstützt hat, ist zu seinen Füßen gesessen. Mit liebender, aufopfernder Hingabe nahm er sich um solche an, welche an Dissertationen arbeiteten. Baeumker verstand nicht bloß tief und klar, sondern auch warm und ergriffen zu reden. Seine metaphysische und tief religiöse Weltanschauung, die Güte und Weisheit, die in seinem Wesen sich durchdrangen, der Seelenadel, den seine abgeklärte, vornehme Persönlichkeit

ausstrahlte, verliehen seinen Worten eine ganz eigene Wirkung. Ich erwähne in diesem Zusammenhange zwei Arbeiten, in welchen er sich über Weltanschauungsfragen an weitere Kreise wendete. Die eine ist die Abhandlung: *Philosophische Welt- und Lebensanschauung*, die in dem Sammelwerke *Deutschland und der Katholizismus* (1917) erschienen ist, und die andere ist ein Vortrag: *Ringende Mächte im philosophischen Weltanschauungskampfe der Gegenwart*, der im Jahrbuch des Verbandes des Vereins katholischer Akademiker 1923 abgedruckt ist. Gerade im Freundeskreise hat Baeumker in liebevoller Zwiesprache mit Vorliebe sich über Fragen der systematischen Philosophie und auch der Theologie geäußert. Ich habe oft gestaunt über seine tiefen Auffassungen in schwierigen Fragen der spekulativen Theologie und über seine Feinfühligkeit in Beurteilung religiöser und kirchlicher Bewegungen. Es ist mit Baeumker ein staunenswertes Wissen auch systematischen Inhalts dahingegangen, das in einer anderen Welt, in der Welt des Schauens der absoluten Wahrheit, weiterleuchten wird. Man möchte, wie es der Schreiber einer Oxforder Handschrift nach dem Tode des hl. Thomas von Aquin getan hat, den Tod anklagen, daß er einen solchen Geist uns entrissen hat. Um das wissenschaftliche Bild Baeumkers zu vollenden, sei noch nachgetragen, daß er auch mit der modernen experimentellen Psychologie wohlvertraut war. In Straßburg hat er seinerzeit ein psychologisches Institut eingerichtet, und literarisch hat er dieses Gebiet durch eine in drei Auflagen erschienene Monographie: *Anschauung und Denken, eine psychologisch-pädagogische Studie* (1913) bebaut.

Baeumkers Tod bedeutet für die katholische Philosophie in Deutschland einen überaus schmerzlichen Verlust und zugleich eine ernste Mahnung, in seinem Geiste weiterzuarbeiten. Es ist dies der Geist strengster Wissenschaftlichkeit, der gründliche historische Forschung mit mühsam voranschreitender systematischer Denk- und Arbeitsweise verbindet. Er redet in seiner Abhandlung über *Philosophische Welt- und Lebensanschauung* von „der schlicht einfachen Klarheit und doch so wundersamen Tiefe der christlichen Weltanschauung und der theistischen Metaphysik“. „Jenes tiefsinnige System der Metaphysik, wie Plato und Aristoteles es begründeten, wie die Patristik



es im christlichen Sinne gestaltete, wie die Scholastik, insbesondere in unvergänglich klarer Form und prinzipienhaft folgerichtiger Durchführung Thomas von Aquino, es ausbaute, wie ein Leibniz es als *perennis quaedam philosophia* in seinen wesentlichen Zügen festhielt: es kann und muß gewiß weitergeführt, weiter ausgebildet, bereichert und in seinen Fundamenten allseitiger, insbesondere auch erkenntniskritisch, gesichert und abgewogen, mit der voranrückenden empirischen Wissenschaft in fortschreitender Beziehung erhalten werden, aber es darf doch andererseits ohne Schaden in seinen Grundlagen und Hauptsätzen nicht aufgegeben werden. Vor allem auch gilt dies vom Gottesbeweis.“ „Eine in dieser Weise erkenntnistheoretisch fundierte kritische Metaphysik wird auch in der Gegenwart nicht schwächlich dem theoretischen philosophischen Gottesbeweise ausweichen, um sich statt dessen für das, was in der philosophischen Weltanschauung das Höchste und Tiefste ist, mit Pascal und einer verbreiteten femininen Denkweise allein in die Mystik des religiösen Erlebens zu flüchten.“ Es muten diese Worte wie ein wissenschaftliches Testament Baeumkers uns an. Es mögen andere Formen des philosophischen Arbeitens oder besser des philosophischen Schriftstellerns, die im deutschen Katholizismus in neuester Zeit geräuschvoll hervortreten, und die nicht von dieser streng wissenschaftlichen, geschichtlich fundamentierten Art sind, vielleicht publizistisch eindrucksvoller und auf weitere Kreise wirksamer sein. Aber die große, auch über die katholische Welt hinausgreifende Wirkung, wie sie die katholische Philosophie namentlich im Ausland — ich erinnere bloß an das Institut Supérieur de Philosophie an der Universität Löwen, oder an Gemellis Organisationen an der katholischen Universität in Mailand, oder an den großen Einfluß der Werke P. Garrigou-Lagranges — aufweisen kann, ist die Frucht streng wissenschaftlicher, auch geschichtlicher Forschungs- und Denkarbeit. Es ist gerade in Nachrufen, die von führenden katholischen Philosophen des Auslandes Baeumker gewidmet wurden, der streng wissenschaftliche, von einer großen Tradition getragene Grundzug seiner Philosophie rühmend hervorgehoben worden.

Ich schließe diese meine Worte auf Clemens Baeumker mit folgendem Werturteil, das M. De Wulf in einem tiefempfundenen Nachruf (*Revue Néo-scholastique de Philosophie*

1924, 477 f.) über ihn niedergeschrieben hat: „Baeumker était servi par une immense érudition. En outre il possédait le don plus rare d’embrasser de haut les questions auxquelles il touchait et de dégager du fatras des matériaux mis en oeuvre les directives et les vues d’ensemble. Son honnêteté scientifique fait de ses travaux des modèles de genre. Il a plus accompli pour la mise en valeur du moyen âge philosophique et pour intelligence de ses doctrines que toute la génération d’intellectuels qui l’a précédé. Par contre-coup il a rendu les services les plus éminents à la philosophie néo-scolastique. Nous nous faisons un devoir d’ajouter que son commerce était délicieux et sa bonté prenante. Pourquoi de telles lumières doivent-elles s’éteindre?“

München.

Martin Grabmann.



# Ueber Palimpsestforschung und das Beuroner Palimpsest-Institut.

Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft  
zu Heidelberg in der Sektion für Altertumskunde am 29. September.

P. Alban Dold, O. S. B.,

Leiter des Palimpsest-Instituts der Erzabtei Beuron in Hohenzollern.

Wenn ich heute zu Ihnen über Palimpsestforschung spreche, so behandle ich damit, wie Ihnen bekannt, kein neues Wissensgebiet. Neu ist nur das Hilfsmittel, mit dem die Forschung heute an die Erschließung dieser getilgten Schriftwerke herangeht, die Palimpsestphotographie.

Doch bevor ich auf diese zu sprechen komme und Ihnen von den Arbeiten im Beuroner Palimpsestinstitut berichte, halte ich es im Interesse mancher Zuhörer, denen Palimpsestkunde und Palimpsestforschung ferner liegt, für angebracht, zunächst in Kürze über die Sitte des Palimpsestierens einen Ueberblick zu geben.

Ich beginne dabei mit der Erklärung des Namens: Palimpsest. Er ist gebildet aus den beiden griechischen Wörtern *πάλιν* und *ψᾶσαι*. Das Umstandswort *πάλιν* (= wieder, wiederum) wird näher bestimmt durch das Verbum *ψᾶσαι* (das bedeutet: reiben, waschen, abscheuern, abschaben, abwaschen, säubern). Und beides wird ausgesagt von einem schon beschriebenen Schreibstoff — dieser Begriff: Schreibstoff, wird also hier gefaßt als das, worauf man schreibt, nicht das, womit man schreibt (Tinte) — von dem man die Schrift, sei es durch Abwaschen, sei es durch Abschaben oder Abscheuern, wieder entfernt hat zum Zweck seiner neuerlichen Benützung für eine weitere Beschriftung. Vom gleichen Schreibstoff ging sodann der Ausdruck Palimpsest über auf das auf diesem Schreibstoff neu entstandene Schriftwerk. Er bezeichnet daher eigentlich stets die neuere Beschriftung, doch wird promiscue sehr oft, ja meist, beim Gebrauch des Wortes Palimpsest die getilgte alte Schrift gemeint. Für Palimpsest begegnet auch sehr viel der lateinische Ausdruck: *Codex rescriptus*, der aber natürlich in strengem Sinn nur von einem Buche gebraucht werden sollte, während als Palimpsest sowohl

ganze Bücher als Teile von ihnen, ja einzelne Blätter oder gar nur einzelne Stellen bezeichnet werden können. Dies hervorzuheben ist insofern von Wichtigkeit, als es dem Paläographen oft genug wünschenswert erscheint, in einem Schriftdenkmal an einer radierten und meist wieder überschriebenen Stelle zu eruieren, was ursprünglich da gestanden hat. — Daß natürlich, wenn nur der Schreibstoff genügend widerstandsfähig war, auch die Möglichkeit bestand, nacheinander zwei, ja noch mehr Beschriftungen zu tilgen und immer wieder den gleichen Schreibstoff zu beschreiben, bedarf nur der Erwähnung. Beispiele für solche mehrfache Palimpsestierung liegen ziemlich zahlreich vor.

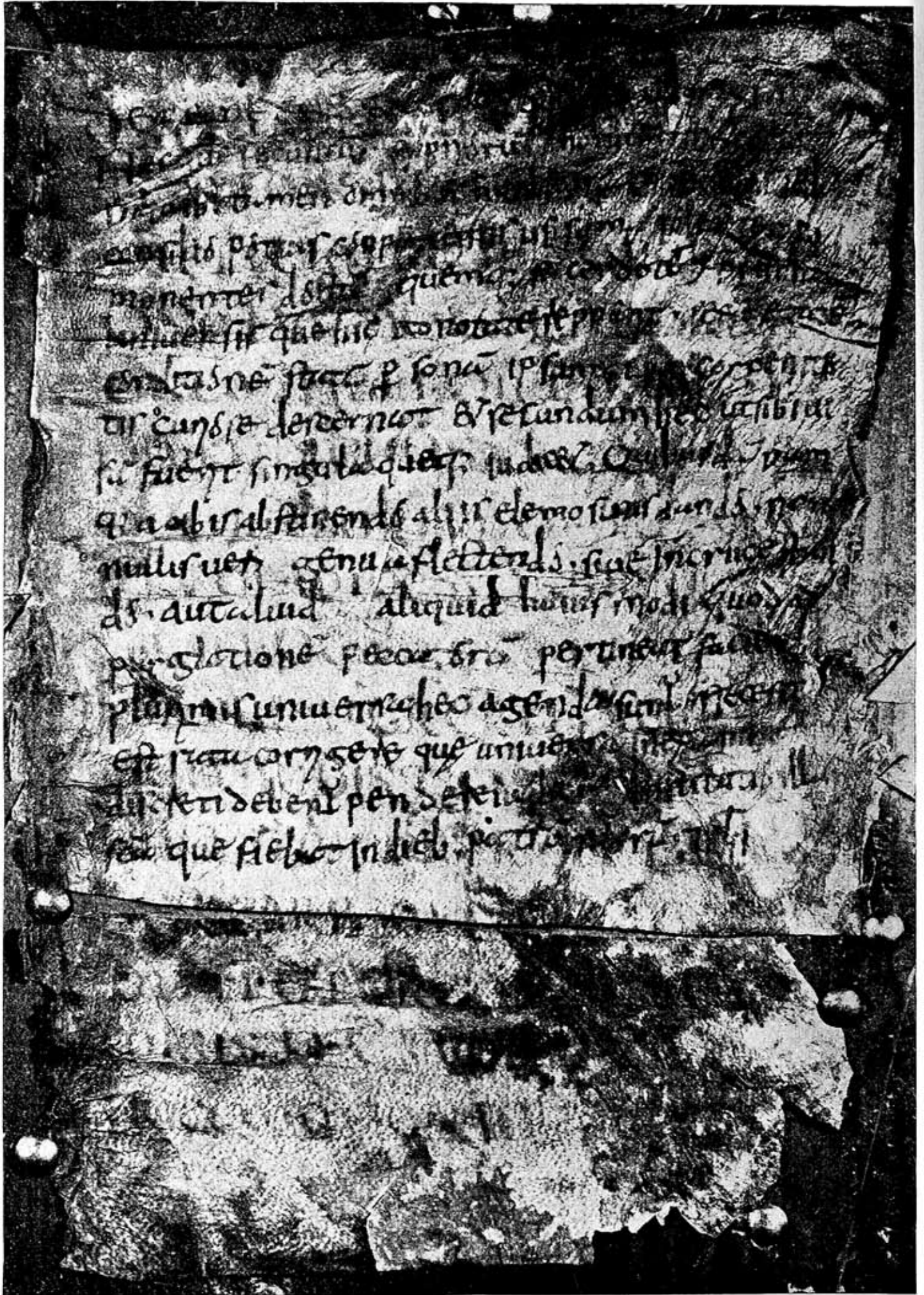
Wenn nun also von Palimpsestforschung die Rede ist, so versteht man darunter die Ergründung der Art und womöglich des Inhalts einer früheren, sei es durch Abwaschen, sei es durch Radieren oder durch Abscheuern getilgten früheren Schrift. Diese Tilgung konnte selbstverständlich ganz verschieden intensiv vollzogen werden, was natürlich die Aussicht auf Lesbarkeit der einzelnen Schriften bald steigert, bald mindert. Im großen und ganzen sind die Palimpseste aus alter Zeit — 4.—8., 9. Jahrh. — lange nicht so intensiv getilgt wie die der späteren Jahrhunderte. Während man sich in früherer Zeit zumeist damit begnügte, nach Aufweichen der Pergamentblätter in einer Lauge die Schrift mittels Reiben mit Bimsstein soweit zu entfernen, daß sie für die Wiederbeschreibung nimmer allzu störend war, wurden die Blätter später mit dem Schabmesser behandelt, dem die alte Schrift leider viel gründlicher zum Opfer fiel.

Die Aussicht auf Lesbarkeit der Palimpseste hängt sodann sehr ab von der Art der verwendeten Tinte. Die ältesten Tinten waren Pflanzentinten, hatten also die Eigenschaften von Wasserfarben und konnten darum leicht mit dem Schwamm wieder abgewaschen werden. Bei ihrem Gebrauch ist somit selbst ein öfteres Tilgen der früheren Schrift möglich, auch konnte mit ihr beschriebener Papyrusschreibstoff neuerlich wieder verwendet werden. Je haltbarer jedoch allmählich die Tinten durch Zusatz von Galläpfelsäure wurden, um so mehr drangen sie auch in den Schreibstoff ein, um so gründlicher mußte die Tilgung der alten Schrift besorgt werden, wollte man es nicht in Kauf nehmen, daß sie nach der zweiten Beschriftung das Auge des Lesenden störe. Bedingte also schon der Grad der Schabung, der naturgemäß nicht





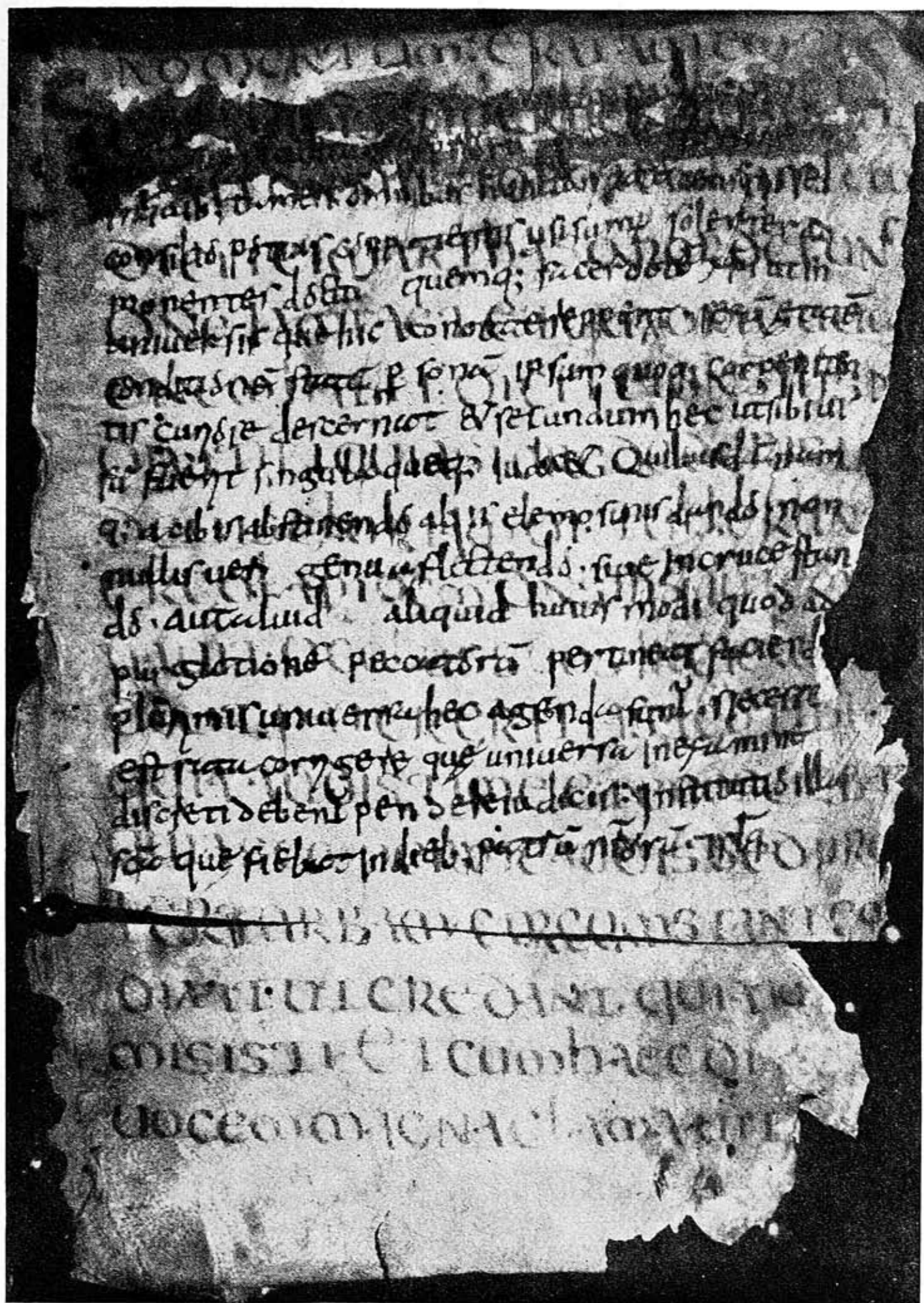
Gewöhnliche photographische Aufnahme!



Eine Handschriftenseite mit Bußkanonextext aus dem 8. Jh.; darunter liegt eine radierte Evangelienhandschrift mit altlateinischem Text aus dem Ende des 6. oder Anfang des 7. Jhs. Die alte Schrift tritt durch die Palimpsestphotographie (siehe nebenstehende Aufnahme!) wieder deutlich hervor.



Aufnahme der gleichen Seite mittels Palimpsestphotographie!



Die alte Evangelienhandschrift ist bis auf 2 Zeilen, die durch Reagentien verunstaltet wurden, wieder lesbar. Der Text umfaßt Joh. 11, 38—43. Das Blatt, im Stuttgarter Codex H B VII 29 gefunden, stammt aus der Dombibliothek von Konstanz.





einmal auf den einzelnen Seiten immer gleich ist, bzw. die Art der verwendeten Tinte einen Unterschied in der Sichtbarkeit der ehemaligen Schriftspuren, so wird dieser noch vermehrt durch die bald feinere, bald gröbere Art des Pergamentes und hängt vor allem davon ab, ob wir es mit der Haarseite oder der Innenseite der Haut zu tun haben. Die Schrift auf der letzteren ist ungleich mehr der Verwüstung oder besonders auch dem Unkenntlichwerden ausgesetzt, da die Schabung auf dieser Seite die Fasern des Pergaments stark in Mitleidenschaft zieht und die Buchstabenwerte oft sehr verschleiert und verundeutlicht.

Fragen wir jetzt nach den Gründen, die zur Palimpsestierung der alten Schriften führten, so glaube ich hauptsächlich zwei anführen zu müssen: einmal die ständige Pergamentnot, die bei dem immerhin großen Schreibstoffbedarf der Bibliotheken sich oft unliebsam geltend machte. Was lag da näher, als daß man, um sich diesen neuen Schreibstoff zu beschaffen, zu neuerlicher Verwertung alter Bücher schritt, von Büchern, die vielleicht schon nicht mehr vollständig oder fehlerhaft, oder außer Kurs gesetzt, antiquiert waren — denken wir nur z. B. an juristische, oder liturgische, oder biblische Bücher, die nur für eine beschränkte Zeit im Gebrauch waren bzw. einen Text darstellten, der von anderen, z. B. dem der Vulgata, abgelöst wurde. — Daß heidnische Schriften, wie oft schon behauptet worden ist, mit der bewußten Absicht, diese Literatur aus der Welt zu räumen, zerstört worden sind, ist nach dem eben Gesagten ausgeschlossen. Als anderen Grund, der mit dem schon genannten zusammenspielt, glaube ich dann den Umsturz nennen zu müssen, der mit dem Uebergang von der Großschrift zur Kleinschrift, von der Kapital- und Unzialschrift zur Minuskel- und Kursivschrift, zu den Nationalschriften der einzelnen Länder und vor allem zur karolingischen Minuskel zusammenhing. Den Lesern späterer Zeit war die *scriptura continua* der Großschriften nicht mehr oder nur mit Mühe noch leserlich, und so kamen die in diesen Großschriften geschriebenen alten Schriftwerke zum großen Teil unter das Schabmesser, um Pergament für neue Schriften in Kleinschrift zu liefern.

Wir kennen nun den Werdegang der Palimpseste und verstehen ohne weiteres, daß die Erschließung ihrer Erst- oder Altschriften mit großen Schwierigkeiten zu rechnen hat. Je nach dem Grade der erfolgten Tilgung wird unser Auge den Schriftwert bald noch

deutlich unterscheiden, bald sein ehemaliges Vorhandensein nur gerade noch wahrnehmen oder aber überhaupt nichts mehr von ihm feststellen können. Und diese Verschiedenheit einer Schrift-erkenntnismöglichkeit kann, ich glaube dies sehr hervorheben zu müssen, selbst auf einer Seite, ja selbst in einer Zeile öfters, ja sehr oft wechseln.

Was nun die drei geschilderten Möglichkeiten anlangt, so wird im ersten Fall, wo unser Auge den Schriftwert noch deutlich unterscheiden kann, für den Paläographen meist kein Hindernis bestehen, ihn als diesen oder jenen Buchstaben fixieren zu können, im dritten Fall, wo überhaupt kein Schriftwert mehr für das bloße Auge festzustellen ist, erscheint der Forschung an und für sich eine Grenze gezogen zu sein. Ich sage: scheint, denn tatsächlich läßt sich auch hier noch viel herausholen, es sei denn die Sachlage so, daß die Schabung dermaßen gründlich geschah, daß wirklich jede Spur der ehemaligen Schrift entfernt wurde. Ich möchte diesen dritten Fall für die folgenden Ausführungen vorerst unberücksichtigt lassen und als theoretischen Normalzustand der Palimpseste einen Tilgungsgrad der alten Schrift annehmen, wie er im zweiten Fall geschildert wurde, wo das Auge das Vorhandensein von ehemaligen Schriftwerten wohl noch wahrnehmen, sie aber nicht mehr ohne weiteres als bestimmte Buchstaben erkennen und fixieren kann. Es ist das dasjenige Schriftspurengbiet, wo unser Auge die radierte Schrift mangels k o n t r a s t reicher zusammenhängender Schriftwerte vom Pergament kaum mehr unterscheiden kann, oder mit anderen Worten: Die Schriftwerte haben durch die Schabung an ihrem ehemaligen Farbwert so eingebüßt, daß sie sich jetzt kaum mehr vom Pergament abheben; die natürliche Pergamentfärbung und der noch vorhandene Farbwert der einstigen Buchstaben gehen, da eben gewöhnlich keine unterscheidbaren Kontraste mehr vorhanden sind, mehr oder weniger ineinander über, so daß unserem Auge das Verfolgen der einzelnen Buchstabenformen nicht mehr möglich ist. Dies ist das Gebiet, um das es sich bei der Palimpsestforschung hauptsächlich handelt.

Und für dieses Gebiet von nicht mehr ohne weiteres zu deutenden Schriftzeichen suchte die seit Ende des 18. Jahrhunderts und hauptsächlich mit Beginn des verflossenen Jahrhunderts einsetzende Palimpsestforschung nach Mitteln zur Wiederlesbar-



machung, und fand sie — wir dürfen und müssen heute hinzufügen: leider — in den chemischen Reagentien, als da sind: Gallustinktur, Schwefelleber (Gemenge von mehrfachem Schwefelkalium, schwefelsaurem Kalium und unterschwefligsaurem Kalium), Schwefelammonium, Giobertitinktur (Ferri- bzw. Ferrozynkalium mit Salzsäure), Schwefelzyankalium (mit Wasser und Salzsäure) und verschiedenen Abarten dieser Mittel. — Fast alle Palimpsestforscher bis in die neueste Zeit haben sich bei ihren Lesungen solcher Mittel bedient und damit — es sei dies in keiner Weise geleugnet — sehr viel Text gewinnen können, der mit bloßem Auge nicht hätte erkannt werden können. Aber ebenso muß auch festgestellt werden, und manche Palimpsestforscher, die diese Reagentien angewendet haben, waren so ehrlich, es selbst einzugestehen, daß einmal diese Mittel der Reagentien sehr oft zu keinem Erfolge geführt haben, und dann gar oft ihre Anwendung, auch wenn sie in gewisser Beziehung erfolgreich war, schwere Schädigung für die Handschriften selbst im Gefolge hatte. Ganz besonders gilt dies vom Reagens der Gallustinktur, überhaupt von allen Reagentien, bei denen Salzsäure zur Verwendung kommt, da, sobald die Pergamente Feuchtigkeitseinflüssen unterliegen, diese Säure wieder ihr Zerstörungswerk weiterwirkt, wie beim Anfeuchten von auf solche Weise behandelten Pergamenten aus dem neuerlichen Aufbrausen der Säure zu erkennen ist. Das schlimmste bei der Behandlung mit Reagentien aber war, daß nur zu oft gesucht wurde, beim Versagen auf das erste angewendete Mittel hin einen Erfolg zu erzwingen, sei es durch öfteres Auftragen derselben Mittel, vielleicht, wie es scheint, auch in heißem Zustand, oder durch Versuche mit verschiedenen Reagentien nacheinander. Das an und für sich am wenigsten gefährliche, jetzt aber ebenfalls unbedingt zu verpönende Reagens ist Schwefelammonium; am wirksamsten aber ist die heute gleichfalls nicht mehr berechnete Giobertitinktur, die jedoch, wenn schon sie die Schrift oft wunderbar hervorholt, erstens die ganze Handschrift durch ihre Blaufärbung des Pergaments entstellt und zweitens die eben betonte gute Wirkung nur auf der Haarseite des Pergaments hervorbringt, während sie auf der Innenseite der Haut in den meisten Fällen bei den durch die Schabung aufgepflügten Fasern der Pergamentstruktur die Buchstabenreste zerfließen und in einer Weise sich verschleiern läßt, daß der Erfolg

mehr als zweifelhaft genannt werden muß. Nach Ueberprüfung mancher schon längst veröffentlichten Palimpseste kann ich mich auch der Ueberzeugung nicht verschließen, daß auch oft ohne jede Notwendigkeit die Reagentien benutzt worden sind, lediglich zur „leichteren“, „bequemeren“ Fixierung der Texte. Die unliebsamste Folge aber des alten Hilfsmittels der Reagentien, das in Zukunft, wie ich gegen direkt gemachte Erfahrungen hoffen möchte, nicht weiter mehr benützt werden möge, besteht darin, daß nach bereits erfolgter Anwendung von Reagentien dem neuen Mittel zur Lesbarmachung der alten Schriften, der Palimpsestphotographie, seine volle Wirkungsmöglichkeit von vornherein bald mehr, bald weniger, auf alle Fälle leider nur zu sehr benommen wird, da an allen Stellen, wo sie aufgetragen wurden, der Palimpsestphotographie, wie wir jetzt alsbald sehen werden, ein kaum zu überwindendes Hindernis entgegensteht.

\*            \*            \*

Damit wenden wir nun unsere Aufmerksamkeit diesem neuen Hilfsmittel zu. Ihre Erfindung und immer vollendetere Ausgestaltung nach der heute benutzten technischen Methode verdankt die Wissenschaft meinem Ordensmitbruder P. Dr. R a p h a e l K ö g e l, z. Z. Professor an der Technischen Hochschule in Karlsruhe. Auf seine Anregung hin wurde im Jahre 1913 das Beuroner Palimpsestinstitut durch den hochseligen Herrn Erzabt Ildephons Schober gegründet, durch P. Kögel bin auch ich mit der Ausübung der neuen photographischen Kunst vertraut gemacht worden. Liebe und Begeisterung zur christlichen Altertumskunde, zur paläographischen Wissenschaft und besonders zur liturgischen, biblischen und patristischen Literatur des ersten Jahrtausends, für die manch wertvolle neue Erkenntnisse durch das neue Hilfsmittel der Palimpsestphotographie zu erhoffen waren, obsiegen sodann über die mannigfachen Schwierigkeiten, mit denen die Entzifferung der meisten bis jetzt noch nicht gelesenen Palimpseste zu kämpfen hat.

Wenn ich Sie nun heute ebenfalls in gewisser Beziehung in die Palimpsestphotographie einführen und Ihnen zunächst das Zustandekommen eines Lichtbildes einer getilgten Schrift erklären soll, so möchte ich dies hier nicht in photochemischer und optischer, fachwissenschaftlicher Form tun, sondern in möglichst einfacher,



leichtverständlicher Weise das Zustandekommen eines Palimpsestlichtbildes Ihnen gleichsam vorführen. Ich lade Sie also jetzt alle ein in unser Beuroner Palimpsestlaboratorium und führe Sie in eine dunkle Zelle, in die nur selten einmal der Sonne lichte Strahlen fallen. Doch für einige Minuten muß ich den Raum schon im Interesse der umherstehenden Apparate durch künstliches Licht erhellen, und da sehen wir zunächst einen langen Tisch, auf dem eine photographische Kamera verschiebbar aufgebaut ist. Vor dem Objektiv der Kamera ist in den Tisch ein mechanisch auf und ab fahrbares Podium, der Standort des zu photographierenden Objekts eingebaut. Eine Seite eines Palimpsestkodex ist in einem besonders konstruierten Kodexhalter, der es zuläßt, das Buch einzuspannen, ohne es vollständig platt aufzuschlagen, für die Aufnahme bereit. Wir besehen uns das Blatt, das den meisten Beschauern kaum an seiner Stelle wahrnehmbare Zeichen einer anderen Schrift als die der oberen, neuen, zeigt. Nur das geübte Auge kann vielleicht einige vom übrigen nicht beschriebenen Teil des Pergaments um eine Nuance dunkler als die Farbe dieses Schreibstoffs sich abhebende Streifen erkennen; es sind die unlesbaren Spuren der ehemaligen Schriftzeilen. Und von diesen soll uns nun die photographische Platte nach der Aufnahme einen im großen ganzen, wie wir hoffen, entzifferbaren, wenn auch mit Mühe entzifferbaren Ersttext bieten. Doch wie soll das geschehen?

Ehe ich diese Frage beantworte, will ich versuchen, den Prozeß, durch den die erhoffte Wirkung sich vollzieht, auf andere Weise Ihnen zu veranschaulichen. Stellen Sie sich, bitte, einmal eine mit Bleiweißfarbe gestrichene Wand vor, sodann des weiteren auf diese Wand mit einer auf denselben Ton abgestimmten Zinkweißfarbe eine Schrift aufgetragen. Ist diese Schriftfarbe aufgetrocknet, so sehen wir nichts als die weiße Wand, von der Schrift werden wir unter der gemachten Voraussetzung des gleichen Farbwertes von Bleiweiß und Zinkweißfarbe nichts sehen. Und nun stellen wir uns einmal das Unmögliche vor, es finge im dunkel gemachten Raum plötzlich die Wand, soweit sie mit Bleiweißfarbe gestrichen ist, an, zu leuchten, die mit Zinkweiß aufgetragene Schrift aber bliebe dunkel, so würde sich selbstverständlich die dunkel bleibende Schrift von der leuchtenden übrigen Wand abheben und wäre demzufolge lesbar und könnte

natürlich auch photographiert werden. Der Fall ist, wie gesagt, ein gedachter; in Wirklichkeit wird kein Objekt leuchten, ohne daß es beleuchtet wird, es liege denn der Fall vor, daß das Objekt eine selbstleuchtende Materie ist, was natürlich bei dem bei uns in Frage kommenden Objekt, dem Pergament, nicht zutrifft. Und dennoch werden wir den eben geschilderten Vorgang bei unserer Palimpsestphotographie gleichsam verwirklicht sehen.

Also zurück zu unserem für die photographische Aufnahme bereiten Palimpsestblatt. Daß es im dunkeln Raum, in dem wir es photographieren wollen, von selbst leuchten wird, ist, wie wir eben schon sagten, ausgeschlossen, aber es muß darin leuchten, wenigstens, soweit es nicht beschrieben ist und war, wollen wir mit der vorzunehmenden Aufnahme zu einem Resultat kommen. Die für sie notwendige Leuchterscheinung muß also mittels einer Lichtquelle erzielt werden. Wir sehen diese denn auch abseits von unserem aufzunehmenden Objekt aufmontiert: es ist eine Quecksilberdampflampe, die uns die nötigen, durch entsprechend aufgestellte Linsen und chemische Lichtfilter hindurchgeleiteten Strahlen abgeblendeten ultravioletten Lichtes auf unser Palimpsestblatt werfen wird. Die nähere Einstellungstechnik der Lichtquelle und der photographischen Kamera kann hier nicht Gegenstand der Erörterung sein, da sie uns zu weit führen würde. Uns kommt es hier nur darauf an, die Wirkung zu sehen. So lasse ich denn das elektrische Licht, das uns bisher die Apparatur zeigte, erlöschen und wir befinden uns im völlig dunkeln Raum. Einige Augenblicke noch lassen wir unsere Augen abklingen von dem Lichte, das uns umgab, bis sie sich ganz an das Dunkel gewöhnt haben. Dann lasse ich nacheinander 2 elektrische Kontakte spielen, der erste setzt uns in entferntem Räume einen Motor in Bewegung, der den für die Quecksilberdampflampe nötigen Gleichstrom liefert; der zweite bringt die Lampe selbst zum Brennen, und durch die Blendöffnung gleitet das ultraviolette Licht, für unseren Zweck genau abgestimmt, die schon erwähnten Lichtfilter und Linsen passierend auf das Palimpsestblatt. Und da sehen wir nun das Pergamentblatt in geheimnisvollem, gelbbläulichem-gelbgrünen Licht aufleuchten, umspielt von leicht violetter Färbung. Aber wenn wir jetzt das Pergamentblatt beschauen, vermögen wir schon an den bisher kaum sichtbaren Zeilenstreifen der alten Schrift einzelne Schriftwerte zu unter-



scheiden, immer deutlicher treten die Buchstaben hervor, und nur die dem Auge so schädlichen ultravioletten Strahlen verbieten es uns, alsbald eine Lesung zu versuchen. Doch woher kommt denn plötzlich das Sichtbarwerden der alten Schrift in diesen so ganz unerwarteten Kontrasten, wo doch vorher kaum ein Buchstabe erkennbar hervortrat? Die Antwort auf diese Frage ist folgende: Das Schabmesser hat die äußeren Teile der ehemals benutzten Tinte so getilgt, daß die Farbwerte der Tintenschrift sich, wie gesagt, von der Pergamentfarbe nicht mehr so abhoben, daß unser Auge sie fassen konnte. Aber Teile der Tinte, jetzt dem Auge kaum mehr oder gar nicht mehr sichtbar, sind tiefer in das Pergament eingedrungen und dort haften geblieben. Diese Tintenteilchen bestehen aber aus mit Galläpfelsäure gebundenen Eisenteilchen. Unsere Lichtquelle erregt nun bei ihrem Auffallen auf das Pergament die Molekel der tierischen Haut und bringt sie zum Leuchten. An den Stellen der Handschriftenseite aber, die beschrieben sind (mit der oberen oder Zweitschrift) oder einst beschrieben waren (mit der Erst- oder Altschrift), verhindern die noch vorhandenen eingelagerten Eisenteilchen der Tinten dieses Leuchten. So bleibt dort das Pergament dunkel, und infolgedessen tritt die alte Schrift dort wiederum hervor. — Durch oft stundenlang dauernde Exposition dieser so im dunkeln Raum zur Fluoreszenz erregten, d. h. zum Leuchten gebrachten Palimpsestseite mit ihrer sich an Helligkeits- oder richtiger gesagt an Dunkelheitswerden unterscheidenden Erst- und Zweitschrift entsteht dann auf der photographischen Platte, bzw. durch deren Entwicklung und Fixierung, das Negativbild, von dem der eigentliche photographische Abzug mit den beiden Schriften gewonnen wird.

Ich veranschauliche nun die Wirkung der Palimpsestphotographie mittels zweier Bilder eines Stuttgarter Palimpsestblattes, von denen das eine Bild das Blatt ohne Palimpsestphotographie — also in naturgetreuem Zustande — aufgenommen zeigt; das zweite Bild bringt darauf dieselbe Seite mittels der Fluoreszenzphotographie aufgenommen und zeigt uns, wie unter der oberen, Bußkanones des 8. Jhs. enthaltenden Schrift die ältere Schrift, eine Unziale des 7. Jhs. mit Evangelienperikopentext in vorhieronymianischer Textgestalt sichtbar wird. Ganz oben an der Seite sehen wir an zwei schwarzfleckigen Streifen die unerwünschte Wirkung der Reagentien für die Palimpsestphotographie. Es

war hier an der zweiten und dritten Zeile versucht worden, die alte Schrift wieder lesbar zu machen, zum Glück für unser Blatt scheint der Erfolg zur Fortsetzung dieser Arbeit nicht eingeladen zu haben, und so blieb es bei diesem Versuche. Leider nur zu oft zeigen sich heute bei palimpsestphotographischen Untersuchungen an Schabtexten diese schwarzen Flecken, und verraten so selbst wenn äußerlich dem Pergament nichts anzusehen ist, eine bereits erfolgte Behandlung mit Reagentien. Die Fleckenbildung rührt davon her, daß die mit Reagentien befeuchteten Stellen in ähnlicher Weise wie die alten Spuren der Schrift im ultravioletten Lichte dunkel werden, und Sie alle werden, wenn Sie neben diesen Reagensflecken die alte Schrift wiedererscheinen sehen, das Bedauern, um nicht zu sagen den Unmut, verstehen, der einen ergreift bei dem Gedanken, daß ohne die Behandlung mit Reagens auch an diesen jetzt als Flecken erscheinenden Stellen der Text zu gewinnen gewesen wäre. Und dazu muß man noch bedenken, daß solche mit Reagentien gemachte Tast-Versuche, den Inhalt der Altschrift festzustellen, meist noch an für eine Lesung aussichtsvolleren Stellen vorgenommen wurden. Den umliegenden weniger aussichtsvolleren Text gibt uns die Palimpsestphotographie wieder, um wieviel mehr müßte dies der Fall sein bei dem aussichtsvolleren.

Wir kennen nun die Art und Weise, wie wir aus Palimpsesten ihre meist unlesbaren Schriften mittels der Photographie wiederum entzifferbar zu machen suchen. Doch gilt es dabei zu bedenken, daß wir eingangs bei unseren Ausführungen über die verschiedenen Grade palimpsestierter Schriften als erfolgversprechendsten Grad im zweiten Fall einen theoretischen Normalzustand der Palimpseste annahmen. In Wirklichkeit werden sich auf den meisten Blättern eines Palimpsestes eben zugleich auch die beiden anderen Grade der Schabung vorfinden, nämlich der erste Fall, daß manchmal von der alten Schrift auch noch mit dem bloßen Auge etwas sichtbar ist, und der dritte Fall, daß wir auf keine Weise mehr Schriftspuren wahrnehmen können. Die Palimpseste, in denen der erste Fall vorherrscht, dürften heutzutage meist schon alle entziffert sein, es sind eben die, deren Texte uns bereits von den Forschern des vorigen Jahrhunderts geschenkt wurden.



Das Palimpsestforschungsgebiet von heutzutage liefert entschieden mehr Fälle zweiter und dritter Erhaltungsart, und darum muß die Palimpsestforschung heute mit ganz anderen Lesungsschwierigkeiten rechnen als früher. Es würde also ein großer Irrtum sein, etwa zu glauben, daß mit der Palimpsestphotographie die Forschungsarbeit an den Palimpsesten leicht geworden ist. Nur die Aussichten der Palimpsestforschung sind größer geworden, Fälle, wo bisher keine Reagentien mehr halfen, ja wo Reagentien den Forschern gänzlich aussichtslos erschienen, können heute noch angegangen werden, die Forschungsarbeit selbst wird aber noch schwieriger insofern, als jetzt mittels der Palimpsestphotographie auch beim dritten Falle des Tilgungsgrades, wo früher nichts mehr zu hoffen war, nun vielfach noch schattenhafteste Buchstabenwerte und Reste solcher Werte auftauchen, die jetzt ebenfalls zu untersuchen und wenn möglich zu fixieren sind. War also bisher schon für den Palimpsestforscher neben gut oder besser Lesbarem ein Gebiet erschwerter Lese- und Entzifferungsarbeit zu überwinden, so jetzt erst recht bei den mittels der Palimpsestphotographie neu in die Grenze der Entzifferungsmöglichkeit eintretenden allerschwächsten Schriftspuren. Nur mit aller Routine können diese noch aus den spielenden Lichteffekten der photographischen Platte oder mit Hilfe der Lupe gefaßt werden. Das Lesen der Texte von der Platte bietet also gegenüber dem Lesen von einem photographischen Abzug, der nur immer ein relativ gutes Gesamtbild erstreben kann, unleugbaren Vorteil für den Textgewinn, strengt aber natürlich das Auge sehr an.

Und doch bietet die Palimpsestforschung ohnedies schon der Schwierigkeiten genug. Da ist in erster Linie die zweite Schrift zu nennen. Selbst wenn diese neue, obere Beschriftung, wie dies glücklicherweise in nicht wenigen Palimpsesten der Fall ist, kreuzweise über die alte läuft und deshalb weniger alte Schrift von der neuen verdeckt werden kann, so geschieht dies eben doch an allen Kreuzungsstellen der beiden Schriften, und deren sind selbstverständlich recht viele; gehen aber gar die Zeilen der neuen Schrift in gleicher Richtung mit der alten, so wird diese oft zeilenweise unter der oberen begraben, und nur da und dort ist noch ein charakteristischer Ductus eines bestimmten Buchstabens sichtbar. Es wurde versucht, diesen Uebelstand dadurch zu verringern,

daß man mittels Abdeckung die neue, obere Schrift in ihrem Farbwert änderte, sie weiß machte, und der Versuch führte auch zu gutem Resultat. Die anzuwendende Methode ist aber, so bestechend dieses abgedeckte Schriftbild für den Laien auch die Erstschrift hervortreten läßt, neben den erheblichen Mehrkosten, die dadurch zu den ohnehin schon kostspieligen Palimpsestaufnahmen hinzu entstehen, für den Paläographen, der die Lesung besorgt, nicht von allzugroßem Belang. Für diesen nämlich ist es ziemlich gleichgültig, ob der obere, neuere Schriftwert in Schwarz oder Weiß über den aufzuspürenden alten Schriftzügen liegt; die obere Schrift aber ganz verschwinden zu machen, wird ohne die für alle Handschriftenkunde mit Recht so verpönte, weil aller Willkür Tür und Tor öffnende Retouche, niemals möglich werden.

Eine zweite Schwierigkeit für alle Palimpsestforschung bietet der Umstand, daß wir nur in seltenen Fällen damit rechnen können, daß uns in einem Palimpsest eine ganze (alte) Handschrift vorliegt. Meist haben wir es nur mit Fragmenten zu tun, wenn schon nicht allzu selten mit bedeutenden. Nur zu oft haben aber die noch vorhandenen Blätter des alten Schriftwerkes bei ihrer Wiederverwendung als Schreibstoff für einen neuen Codex noch dadurch Einbuße erlitten, daß das neue Buch ein anderes Format erhielt und die geschabten Blätter deshalb entsprechend zugeschnitten und so mancher Textteile beraubt wurden.

Wie schwierig unter den geschilderten Verhältnissen die Fertigstellung der Umschrift von Palimpsesttexten ist, läßt sich ermessen. Wir haben es ja nicht mit Texten zu tun, die man wie in einer vollständigen Handschrift von vorne angefangen bis zu Ende lesen kann. Der Zusammenhang der Texte muß vielmehr erst an Hand des stückweise entzifferten Textes aus dem Inhalt langsam festgestellt werden. Oft vergehen Wochen, ja Monate, bis man nur über den Text eines einzigen schwierigen Blattes oder über die richtige Textfolge einzelner Blätter oder gar über die einstige genaue Lagen- oder Blätterschichtordnung eines umfangreicheren Palimpsestes im klaren ist. Für die Feststellungen dieser Lagenordnungen ist bei kreuzweis zur alten Beschriftung wiederbeschriebenen Palimpsesten das sogenannte Gesetz der Zahlenordnung, das sich in ganz bestimmter Folge der Seitenzahlen bemerkbar macht, von erheblicher Wichtigkeit. Vor Jahren schon wurde ich auf dasselbe aufmerksam und konnte es seither bei



Entzifferung noch mancher Palimpseste sich bewähren sehen.<sup>1</sup> Es verrät uns eine ganz bestimmte Art und Weise, wie die einzelnen zur Schabung verurteilten Handschriftenblätter der Reihe nach behandelt und für die neuerliche Verwertung bereitgelegt wurden, und erleichtert, einmal beobachtet, außerordentlich die Festlegung der Blätterschichtungen des alten Buches.

Bei der Herstellung der Umschrift der alten Texte für eine Edition gilt es dann aber außerdem noch, nach Möglichkeit die Ergänzung sowohl nicht mehr lesbarer Schriftteile, als auch der durch etwaigen neuen Buchbeschnitt weggefallenen Teile zu versuchen. Diese Konjekturen und Textausfüllungen sind aber natürlich in der Edition als solche durch verschiedene Druckart (Antiqua — Kursivdruck usw.) kenntlich zu machen, der Satz von Palimpsestveröffentlichungen gehört daher zu den technisch am schwierigsten auszuführenden und deshalb kostspieligsten Druckwerken.

\*

Wir haben jetzt noch zwei Fragen zu beantworten: 1. Was hat die Palimpsestforschung bisher geleistet und 2. Welche Aussichten eröffnen sich ihr mittels der Palimpsestphotographie, welche Erfahrungen hat unser Beuroner Institut bereits mit dieser gemacht?

Was die erste Frage und ihre Beantwortung betrifft, würde es im Rahmen dieses Vortrags viel zu weit führen, die schon bereits erfolgten früheren Palimpsestveröffentlichungen einzeln namhaft zu machen. Ich begnüge mich daher, die Wichtigkeit der Palimpsestforschung durch eine übersichtliche, wenn auch summarische Aufzählung der gefundenen Texte nach Materien zu illustrieren.

Die *Philologie* erhielt durch sie mehrfach unbekannte Texte und Textfragmente von Cicero, Livius, Plinius, Sallust, Plutarch, Ovid, Vergil, Fronto, Plautus, Terenz, von Gargilus Martialis, Juvenal, Symmachus, Aulus Gallus, Hyginus, von Mero-baudus, Aennius Seneca, Lucanus, Strabo.

Die *Rechtswissenschaft* verdankt ihr die 4 berühmten Bücher der Institutiones Gaii, z. T. bedeutende Fragmente der 16 Bücher des Theodosianischen Gesetzbuches, des vorjustinianischen Zivilgesetzbuchs, Teile der Justinianischen Regesten, die

---

<sup>1</sup>) Ein näheres Eingehen auf dieses Gesetz der Zahlenordnung findet sich in Heft 1/2 der Texte u. Arbeiten. Prophetentexte in Vulgata-Uebersetzung.

Lex romana Burgundionum, die Fragmente der lex romana Wisigothorum.

Die Theologie, vorab die Bibeltextkunde, wurde bereichert durch Funde von griechischen, koptischen, syrischen Bibeltexten, durch manche Fragmente altlateinischer Bibelübersetzungen, so aus den Büchern Genesis, Job, der Psalmen, der Proverbien, der Propheten, und einzelne Stücke des Neuen Testamentes, durch gotische Uebersetzungen des Ulfilas, durch den wunderbaren Fund von 11 Psalmen der Hexapla des Origenes, ebenso erhielt die Patristik Kunde von verschiedenen neuen Vätertexten, darunter die Didaskalia Apostolorum, die Liturgik von alten gottesdienstlichen Büchern.

An diesen Funden waren Männer beteiligt, deren Namen für alle Zeit den besten Klang haben werden; ich nenne von ihnen: Kardinal Angelo Mai, Niebuhr, Ritschl, Bruns, Mommsen, Pertz, Studemund, Mone (Vater u. Sohn), Knittel, Peyron, Bekker, Münter, Tischendorff, Ziegler, Ranke, Berger, Hauler, Mercati, Beer, Tinerant, Brandt, Agnes Smith Levis, Bick, Weghaupt, Winnefeld, Burkitt, Chatelain.

Für eingehende Beschäftigung mit der lateinischen Palimpsestliteratur verweise ich auf den vom letztgenannten Gelehrten Emile Chatelain im *Annuaire 1904 de l'école pratique des hautes études* erschienenen Aufsatz: *Les palimpsestes Latins*.

\*

Damit möchte ich zur Beantwortung der zweiten Frage überleiten und Bericht geben über die Arbeiten und Untersuchungen, die im Beuroner Palimpsest-Institut durch das neue Hilfsmittel der Palimpsestphotographie bereits geschehen sind oder versucht wurden, und über die Erfahrungen, die dabei gemacht wurden.

Ein Hauptabsehen des Beuroner Instituts war, wie es sich von selbst versteht, auf Palimpsesttexte gerichtet, die einer der theologischen Disziplinen zu Nutzen wären, vor allem der Bibeltext und Liturgiekunde. Damit sollte jedoch gegebenenfalls die Erforschung nichttheologischer Texte keineswegs ausgeschlossen sein, wenn auch für diese die Absicht bestand, sie unter Mitarbeit von Fachgelehrten der Veröffentlichung entgegenzuführen. Daß der Krieg, während dessen ich selbst 2½ Jahre im Felde stand, und die Nachkriegszeit auch die Arbeiten unseres Instituts und seine Entwicklung schwer störte und mit seinen Folgen seinen



Weiterbestand geradezu in Frage stellt, brauche ich hier nicht weiter auszuführen.

Das Palimpsest-Institut Beuron trat im Jahre vor Kriegsausbruch an die Öffentlichkeit mit der Herausgabe des ersten großen Tafelbandes eines Spicilegium Palimpsestorum, der auf 153 Lichtdrucktafeln die Schabtexte des St. Galler Codex 193 brachte. Heute kann natürlich, so sehr dies zu bedauern ist, an eine Weiterführung dieses Unternehmens in der begonnenen großzügigen Weise und im angestrebten Sinne einer Perennierung kostbarer Palimpseste, infolge der Verarmung unseres Vaterlandes, kaum mehr gedacht werden.

Diese erste Veröffentlichung, die uns Prophetentexte der Vulgata aus dem St. Galler Codex 193 in einem Ueberlieferungsstadium zwischen Hieronymus und dem Codex Amiatinus in Halbunziale wahrscheinlich noch des 5. Jahrhunderts vorführt, zeigte alsbald die unbedingte Notwendigkeit einer beizugebenden Umschrift, die dann vermehrt um ergänzende Texte derselben alten Handschrift aus Cod. Sang. 567 erschienen, als erstes Heft des Beuroner wissenschaftlichen Organs: *T e x t e u n d A r b e i t e n*, die Beiträge zur Ergründung des älteren lateinischen christlichen Schrifttums und Gottesdienstes bieten möchte.

Ein umfangreicher Münchener Palimpsest, Clm 19 105, der gleicherweise als begehrenswertes Bindeglied der Ueberlieferung von Hieronymus zum Amiatinus in Unzialschrift des 7. Jahrhunderts, Teile davon auch in Minuskel des 7. Jahrhunderts, Texte der Sapientialbücher enthält, wurde ebenfalls damals schon aufgenommen und liegt seit Jahren schon zur Edition fertig in Umschrift vor. Besonders interessant sind darin die den einzelnen Büchern vorangehenden Kapitelverzeichnisse in einer antipelagianischen Gestalt, wie wir sie sonst erst wieder aus spanischen Textzeugen dieser Bücher aus dem 11. und 12. Jahrhundert kennen.

Aufnahmen aus Wolfenbütteler Codices ergaben verschiedene neue Textzeugen patristischer Werke, bei einigen von ihnen konnte bis jetzt eine Identifikation noch nicht erfolgen. — Ein Codex derselben Bibliothek, Codex Weißenburg 76, zeigte, freilich zum Teil in aussichtslosestem Erhaltungsgrad, uralte liturgische Lesetexte, deren mühsame Entzifferungsarbeit noch nicht abgeschlossen ist. Diese Texte gerade belehren uns, wie ihre

Lesung so ganz und gar nicht erzwungen werden kann, sondern mit unendlicher Geduld in immer wiederholtem Ansatz erfolgen muß. — Schöne neue liturgische Erkenntnisse vermittelte ein griechischer Palimpsest derselben Bibliothek, Cod. Gudianus graecus 112, der unter zwei griechischen Beschriftungen ein aus dem beneventanischen Longobardenreich stammendes Vollmissale des 9. Jahrhunderts aufdeckte, zum Teil mit unbekanntem Gut, noch nicht nachgewiesenen Perikopentexten mit interessanten Varianten, dann unter anderem auch die Verwertung der Vita des hl. Martinus, als Epistel für dessen Fest bezeugt und uns die ältesten bekannten mit Neumen versehenen lateinischen Gesangstexte aus einem Palimpsest brachte. Seine unteren griechischen Texte harren noch der Erforschung, wie auch weitere in ihm enthaltene mit byzantinischer, näherhin damascenischer Notenschrift versehene liturgische Gesänge. Ueber diesen Codex und seinen Gewinn für Paläographie, Liturgie und Bibeltextkunde ist im Zentralblatt für Bibliothekswesen 1917 berichtet.

Fragmente eines bis jetzt einzig bekannt gewordenen Textzeugen eines Sacramentarium Gregorianum immixtum in Unzialschrift des 8. Jahrhunderts lieferte ein Palimpsestcodex des Priesterseminars Mainz. Sie sind im Heft 5 der Texte und Arbeiten veröffentlicht. — Texte zweier Darmstädter Palimpseste Nr. 749 und 754 erwiesen sich gleichfalls im großen ganzen als gregorianische Sacramentartexte, während sich im Clm 14 429 in irischer Halbunziale, leider z. T. kaum mehr lesbar, hochinteressante andere Liturgiestücke befinden, wie dies auch im Codex Aug. 195 ebenfalls in irischer Schrift der Fall. Betreffs dieser beiden letzten Codices müssen neue Versuche zeigen, ob sich über die bis jetzt gelesenen Texte hinaus noch mehr gewinnen läßt oder nicht.

In Heft 6 der Texte und Arbeiten edierte mein Mitbruder P. Emanuel Munding eine hochwichtige Palimpsesturkunde, einen Königsbrief Karls d. Gr. an Papst Hadrian I., wahrscheinlich aus dem Jahre 791, der im Clm 6333 gefunden wurde. Der Brief, in dem der König dem Papste die Bitte vorträgt, einen gewissen Waldo — es kann damit nur Abt Waldo von Reichenau gemeint sein — zum Bischof von Pavia zu ernennen, bringt neues Licht in die vielbesprochene Frage der Stellung des Imperiums zum Sacerdotium und zeigt uns bei allem Selbstbewußtsein des Herrschers ein inniges Verhältnis zum Papsttum. Die als Ergänzung zu dieser



Studie angekündigte Monographie über Abt-Bischof Waldo, den Begründer des goldenen Zeitalters der Reichenau, ist soeben als Heft 10/11 der gleichen Sammlung zur 12. Jahrhundertfeier der Gründung des Inselklosters im Bodensee durch St. Pirmin vom selben Verfasser herausgegeben worden.

Unternehmungen an zwei Bonner Palimpsesten, S 366 und S 367, über die wiederum im Zentralblatt für Bibliothekwesen 1918 berichtet wurde, gaben Aufschluß über den Inhalt vieler in diesen Codices eingebundenen Palimpsestblätter und erwiesen sie als einst dem Kloster Werden a. d. Ruhr gehörige Homilien-Sammlungen, Vätertexte und Sakramentarien, Passionare usw., zum Teil in der so seltenen angelsächsischen Schrift geschrieben, vor allem aber führten sie bei Palimpsestblättern aus S 366 zur Aufdeckung eines verschollenen Liturgiebuches, des sogen. Liber Capitularis, dessen entzifferbare Texte im 3. Jahrbuch für Liturgiewissenschaft (Jahrg. 1923) bekannt gegeben wurden. Im gleichen Organ des vorhergehenden Jahres konnte ich neben anderen Mitteilungen über Fragmente geschabter Sakramentartexte aus Reichenauer Handschriften, die jetzt in Karlsruhe liegen, berichten und besonders eines derselben, Frgm. 23, als sehr beachtenswerten Zeugen alter Textstruktur hinstellen.

Mein Mitbruder P. Emmanuel Munding hatte indessen schon lange den übrigen Texten des Clm 6333, aus dem der Königsbrief stammt, Beachtung und Untersuchung zuteil werden lassen, als deren Frucht bedeutende Fragmente von drei oder 4 Sakramentaren, zum Teil von gegenüber den bekannten Textzeugen abweichendem Typ sich ergaben, die er mir zu weiterer Behandlung überließ, deren Einstellung aber noch keineswegs abgeschlossen ist. In dem besagten Codex fand der Genannte auch noch verschiedene monastisch und kirchengeschichtlich wertvolle Stücke, z. B. aus der Benediktinerregel, von der Translatio-Sanguinis Dei, von einer bayrischen Kirchensynode, Inventarverzeichnisse usw. Auch bibliothekgeschichtlich erscheinen diese Funde wertvoll, sie weisen wohl am ehesten ebenfalls nach der Reichenau: Ich selbst beschäftigte mich seit Jahren immer wieder mit der Untersuchung und Lesung des schon von Mone zu einem Drittel gelesenen Palimpsestsakramentars aus Codex Aug. C XII und konnte nach unsäglicher Mühe schließlich seinen ganzen Inhalt wieder feststellen. Er zeigt uns eine Sakra-

mentargestalt frühester Zeit und vermittelt ganz verblüffende Beziehungen zu einigen Sakramentartextzeugen späterer Zeit. Besonders merkwürdig an diesem Sakramentar ist das aus den Formularen ersichtliche Kalendarium mit seiner äußerst beschränkten Zahl der Heiligenfeste und dann vor allem die Struktur der Fastenliturgie, die nach den Sonntagen Septuagesima bis Quinquagesima in der eigentlichen Quadragesima nur an drei Tagen (Montag, Mittwoch, Freitag [bzw. zweimal dafür am Samstag]) oder auch nur zweimal während der Woche eine Liturgiefeyer vorsieht.

Untersuchungen an Palimpsestblättern, die aus Einbänden von Darmstädter, Donaueschinger und Stuttgarter Codices gefunden worden waren bzw. neu hinzugefunden wurden, erschlossen in einer Unzialschrift des 7. Jahrhunderts Text und Textstücke von 38 Seiten, die einst ein Evangelienperikopenbuch mit vorhieronimianischem Text zugehörten, und führten zur Aufdeckung neuer Fragmente der als Konstanz-Weingartener Prophetentexte seit der Mitte der 50er Jahre des vorigen Jahrhunderts gleichfalls aus Bucheinbänden allmählich entdeckten Itala-Handschrift aus dem 5. Jahrhundert und damit auch zur Gewinnung neuer dieser Handschrift ein Jahrhundert später beigeschriebener Glossenfragmente. Der neue unerwartete Fund veranlaßte die Nachprüfung und Neuausgabe sämtlicher bisher erschienenener Fragmente mit den neuentdeckten zusammen. Bei dieser Arbeit leistete, obgleich die Handschrift nicht palimpsestiert war, bei der öfters nahezu völlig erloschenen Schrift einzelner Blätter und besonders für die Glossenfragmente die Palimpsestphotographische Aufnahme derselben wertvolle Dienste und ermöglichte Lesungen, die bisher nicht gelungen waren. Der Veröffentlichung, die als Heft 7—9 der Texte und Arbeiten unter dem Titel: Konstanzer altlateinische Propheten- und Evangelienbruchstücke mit Glossen Ende letzten Jahres erschien, konnten außerdem noch weitere größtenteils unbekannt, außerordentlich umfangreiche altlateinische Prophetenfragmente aus Züricher und St. Galler Handschriftenblättern beigegeben werden, deren Texte bei ihren ebenfalls stark erloschenen Schriftzügen zum Teil auch mittels der Palimpsest-Photographie gewonnen wurden. — Der über den zuerst genannten altlateinischen Evangelienperikopentexten stehende obere Text darf hier als wertvoller



Bußkanonestext des 8. Jahrhunderts erwähnt werden, der gleichfalls schon für eine Edition von meinem Mitbruder P. Justin Uttenweiler vorbereitet ist. — Zwei gallische altlateinische Psalmbücher, eines davon in sehr umfangreichen Teilen, mit von allen bisher bekannten Psalterrezensionen abweichenden Texten fanden sich im Codex Augiensis C C L III und werden in Bälde in der Revue *bénédictine* erscheinen. Ihre Lesung ist auch die Frucht von mehrjähriger immer wieder aufgenommener Arbeit bei denkbar schwächster Entzifferungsmöglichkeit.

In den letztverflossenen Jahren erfolgte auch die allmähliche Aufnahme der 9 oder wie sich nun sicher ergab, der 10 palimpsestierten Schriften, die beinahe den ganzen Schreibstoff für den Codex 908 von St. Gallen bildeten, aus dem sich 2 Blätter nach Zürich verschlugen. In diesem Codex sollten nach Katalogangaben, die auf Ildefons v. Arx, den Bibliothekar von St. Gallen zurückgehen, über 100 Seiten mit Briefftexten Leos d. Gr. aus dem 6. Jahrhundert beschrieben sein, gewiß ein der Untersuchung würdiges Objekt. Doch diese ergab als Inhalt ein „Corpus fidei catholicae“, das aus verschiedenen Väterschriften, darunter freilich auch eine Epistel Leos d. Gr. zusammengestellt war, worüber ein Aufsatz im diesjährigen Jahrgang der *Revue bénédictine* bereits unterrichtet hat. Die Palimpsesttexte der sog. „Missa Catechumenorum“ aus diesem Codex, ein hochinteressantes Liturgiefragment, werden ebenda in der nächsten Nummer erscheinen. — Die geschabten irischen Liturgiegebete in Halbunziale, die der Codex des ferneren bietet, erheischen noch gründliche Untersuchung. — Aus demselben Codex, in dem leider viele, viele Blätter mit Reagentien, oft mit verschiedenen, meist ohne jeden Erfolg behandelt worden sind, wurden sodann die gelöschten Texte mit Paulusbriefen gelesen, die manche wertvolle Varianten für die Bibeltextkunde abgeben und auch dem Paläographen Wertvolles bieten. Unter diesen Texten sind noch Spuren, nicht wie bisher angenommen wurde, eines Martyrologiums, sondern eines uralten Mailändischen Sakramentars, wie sich nun einwandfrei nachweisen läßt, obgleich freilich jede Hoffnung, die Texte selbst noch zu gewinnen, bei der Verwüstung, die die Reagentien angerichtet haben, aufgegeben werden muß. Ebenfalls derselben Mailändischen Liturgiehandschrift scheint eines der erwähnten Züricher Blätter, die aus Cod. 908 entfernt worden waren, angehört zu haben, das

nachher mit Psalmtexten in Halbunziale beschrieben worden ist, von denen drei weitere Doppelblätter sich noch im genannten Codex befinden. Das Züricher Blatt lieferte im Gegensatz zu diesen St. Galler-Blättern jetzt erstmals von der interessanten Psalmtextschrift ein einigermaßen erkennbares Schriftbild. — Auch die Merobandustexte, die Niebuhr schon aus dem Codex edierte, wurden aufgenommen und neu umgeschrieben und dabei mehrere Varianten festgestellt. Wir besitzen jetzt von dieser wunderbar zierlichen, wahrscheinlich noch dem 6. oder 7. Jahrhundert angehörenden, paläographisch wie inhaltlich wertvollen, sonst nicht bekannten Handschrift prachtvolle Schriftbilder. — Das gleiche ist zu sagen von dem in demselben Codex befindlichen getilgten Orakelbuch, das Winnefeld einst unter dem Namen „Sortes Sangallenses“ herausgab; es verdient entschieden, besonders nach seiner sprachlichen wie inhaltlichen Seite hin eine zweite Bearbeitung. — Des weiteren sind aus dem Codex jetzt die Vegetiustexte mit ihrer *Mulomedicina* aufgenommen und unter ihnen, wenigstens auf einem Blatt, in Halbunziale ein wahrscheinlich juridischer Text sichtbar geworden. — Im letzten Schabtext des heutigen Codex treffen wir auf eine römische Kursivschrift aus der Wende des 5./6. Jahrhunderts mit einem patristischen Text; es handelt sich um Junilius, dessen Bibelzitate gegenüber den bei Migne zitierten ungemein stark abweichen. — Das zweite Züricher Blatt, das einst auch zum Codex 908 gehörte, bringt in drei Kolonnen Unzialschrift des 5. Jahrhunderts Text aus Ambrosius (*Expos. Ev. sec. Luc. lb. VI. 86—91*). Wir sehen also aus diesen Angaben, welche reiche Ausbeute ein einziger Codex bieten kann.

Untersuchungen an den Palimpsestblättern mit den Halberstädter Theodosiusfragmenten vermittelten, soweit die Reagentien es zuließen, paläographisch interessante Schriftbilder dieser in Halbunziale frühester Zeit geschriebenen juristischen Texte sowie der wenigen Spuren des zunächst noch darüber geschriebenen justinianischen Textes in Kursivschrift. Herr Prof. Partsch in Berlin versprach mir die fachmännische Bearbeitung dieser Palimpsesttexte und Prof. Diepgen in Freiburg hat über die diesen Texten übergeschriebenen hochinteressanten medizinischen Texte, die z. T. aus Pseudo-Apulejus stammen, bereits seit längerer Zeit eine eingehende Arbeit fertiggestellt. — Im Einband eines



Reichenauer Codex fand Prof. Strecker, Berlin, ein altirisches Gedicht an einen Abt Dungal, das er wegen der z. T. völlig erloschenen Schriftzüge nur etwa zur Hälfte zu lesen vermochte. Eine Aufnahme des Palimpsest-Instituts ergab nach 30stündiger Belichtung bis auf wenige Buchstaben den ganzen wertvollen Text.

Außerdem wurden auch noch verschiedene kleinere griechische Palimpseste untersucht und gelesen, so ein Evangelien- bzw. Evangelienharmoniefragment in Großschrift und ein Fragment aus dem Buche Genesis mit Glossen. Auch von armenischen und syrischen Palimpsesten wurden schon Aufnahmen gemacht, von letzteren ohne großen Erfolg, da sie mit Pflanzentinten geschrieben waren.

\*

Aus diesen Mitteilungen über die Tätigkeit im Beuroner Palimpsestinstitut ersieht man unschwer, daß und welcher Art Schätze auch jetzt noch in den Palimpsesten unserer Bibliotheken verborgen liegen. Gerne wird das Beuroner Institut auch ferner, soviel in seinen leider nur zu beschränkten Kräften steht, seine Arbeit der Untersuchung der Palimpseste widmen.

Diese Arbeit an den Palimpsesten ist, wie ich mit meinen Ausführungen gezeigt zu haben hoffe, keine leichte, und nur mit voller Liebe und Hingebung an unser Forschungsgebiet werden die Schwierigkeiten, die der Entzifferung auch nach Benützung der Palimpsestphotographie entgegenstehen, überwunden. Diese Arbeit verlangt dazu ein gutes Auge, nie versagende Hoffnung, auch bei fast aussichtslosesten Fällen doch noch etwas von Wichtigkeit eruieren zu können; sie erfordert, die Natur der Schabhandschriftentexte bringt dies nun einmal mit sich, Einstellungsfähigkeit für verschiedene Gebiete, da diese getilgten Schriften gewöhnlich eben nicht im voraus verraten, was für einen Text sie verbergen; sie macht endlich mühsame und oft langwierige paläographische Vergleichen notwendig. Technik und Forschung muß sich zugleich verbinden, um das größtmögliche aus den gelöschten Schriften herauszuholen.

Die Arbeit an den Palimpsesten hat aber auch ihre berückenden Reize. Was wird da wieder herauskommen? Das ist die spannende Frage, die jede Untersuchung eines neuen Palimpsestblattes wiederum stellt, und ich gestehe, daß ich noch kaum ein einziges Palimpsestblatt umsonst untersucht habe. Vielleicht blieb ein

erhoffter Erfolg zwar aus, irgendeine nützliche Erfahrung oder Erkenntnis aber, sei es auf paläographischem, sei es auf bibliotheksgeschichtlichem Gebiet, war doch ein Gewinn, gewöhnlich jedoch, wenn nicht früher angewendete Reagentien jeden Erfolg unmöglich machten, war — natürlich den Umständen entsprechend — dieser reichlich beschieden und lohnte in idealem Sinn alle aufgewandte Mühe und Arbeit.

Die große und nächste Forderung aber, die sich daraus ergibt, ist die, daß

1. für die Zukunft die Palimpsestforschung unter keinen Umständen mehr mit Reagentien arbeiten darf und

2. daß mit der Zeit möglichst alle noch nicht gelesenen Palimpseste wenigstens einer Untersuchung mittels der Palimpsestphotographie zugeführt werden sollten,

3. daß, um dies zu ermöglichen, wohlwollende Freunde und Förderer wissenschaftlicher Unternehmungen im Interesse der Wissenschaften selber die nötigen Geldmittel beisteuern.



Ein vollständiges Verzeichnis aller von der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Schriften bis Ende 1913 ist als Beilage zum Jahresbericht für 1913 erschienen.

★

Seitdem erschienen, abgesehen von den weiteren Bänden des Historischen und des Philosophischen Jahrbuchs:

## Vereinsgaben

Sämtlich Kommissions-Verlag Köln, J. P. Bachem. Die bis einschließlich 1924 erschienenen Vereinsschriften kosten je M 1.80.

1914. I. W. Kosch, *Ludwig Aurbacher, der bayrisch-schwäbische Volksschriftsteller*.  
— II. F. Bosch, *Die neuere Kritik der Entwicklungstheorien, besonders des Darwinismus*.  
— III. *Die Görres-Gesellschaft im Jahre 1914. Jahresbericht und Abhandlungen der Herren Birkner, Büchi, Ehses, Rücker, Schnürer*.
1915. I. H. Cardauns, *Klemens Brentano. Beiträge, namentlich zur Emmerich-Frage*.  
— II. E. Reinhard, *Karl Ludwig von Haller, Ein Lebensbild aus der Zeit der Restauration*.  
— III. A. Rademacher, *Die Vaterlandsliebe nach Wesen, Recht und Würde. Nebst Jahresbericht für 1915*.
1916. I. A. Dyroff, *Carl Jos. Windischmann und sein Kreis*.  
— II. F. Kampers, *Das Lichtland der Seelen und der heilige Gral. — Vorträge und Abhandlungen der Herren Schellberg, Buchner, Ehses, Cardauns, Innitzer. Jahresbericht*.
1917. I. K. Lübeck, *Die katholische Orientmission*.  
— II. H. Finke, *Briefe an Friedrich Schlegel*.  
— III. *Abhandlungen der Herren Kampers, Ehses, Duhr, Sacher. Nebst Jahresbericht für 1917*.
1918. II. H. Finke, *Ueber Friedrich und Dorothea Schlegel*.  
— III. *Abhandlungen und Mitteilungen der Herren B. Duhr, K. Lübeck, R. Stölzle, H. Cardauns, St. Ehses, J. P. Kirsch, R. Stölzle. Nebst Jahresbericht für 1918*.
1919. I. Joh. Georg, Herzog zu Sachsen, *Kunst und Kunstforschung im slavischen Osten. — Hermann Cardauns, Julius Bachem und die Görres-Gesellschaft*.  
— II. O. Hellinghaus, *Friedrich Leopolds Grafen zu Stolberg erste Gattin Agnes geb. v. Witzleben*.  
— III. *Abhandlungen und Mitteilungen der Herren O. Hellinghaus, Stephan Ehses, E. Drerup. Nebst Jahresbericht für 1919*.
1920. I. Nik. Paulus, *Der Ablaß im Mittelalter als Kulturfaktor. — Vorstands- und Beirats-Sitzung. — H. v. Grauert, Graf Georg v. Hertling*.  
— II. A. Dyroff, *Die kommende Romantik. — H. Cardauns, Philipp Veit und Ernst Lieber. — Aus dem Protokoll der Würzburger Generalvers.*  
— III. Joh. Georg, Herzog zu Sachsen, *Der Uebertritt der Kronprinzessin Elisabeth von Preußen zum Protestantismus. — Jahresbericht*.
1921. I. *Vorträge und Abhandlungen der Herren Grauert, Scharnagl, Lübeck, Ehses*.  
— III. *Abhandlungen der Herren Buschbell, Engert, Kalt, Kirsch, Mohler. Jahresbericht*.
1922. I. H. v. Grauert, *Graf Joseph de Maistre und Joseph Görres vor hundert Jahren. — Eduard Schubert, Der Ideengehalt von Görres' Schriften „Teutschland u. die Revolution“ u. „Europa u. die Revolution“*.  
— II. H. Sacher, *Das neue Staatslexikon. — A. Schütte, Die hhl. Bischöfe Deutschlands im 10. Jahrhundert. — Jahresbericht für 1922*.
1923. I. P. Norb. Brühl, *Nachdenkliches über den Hypnotismus*.  
— II. *Generalversammlung zu Münster und Jahresbericht für 1923*.
1924. I. *Generalversammlung zu Heidelberg und Jahresbericht für 1923/24*.
1925. I. A. Dyroff, *Betrachtungen zur Geschichte. M 3.60*.

# Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte

In Verbindung mit ihrem historischen Institut in Rom herausgegeben von  
der Görres-Gesellschaft. Paderborn, F. Schöningh

- Bd. XVI. Dr. K. H. Schäfer, *Deutsche Ritter und Edelknechte in Italien.* III. Buch. Im kaiserl. u. gibellin. Dienste zu Pisa und Lucca. Darstellung und Urkunden. M 18.—.
- Bd. XVII. Dr. Ludw. Mohler, *Die Kardinäle Jakob u. Peter Colonna.* M 12.—.
- Bd. XVIII. Dr. Jos. Schweizer, *Nuntiaturberichte aus Deutschland nebst ergänzenden Aktenstücken 1589—1592.* 2. Abt., 3. Bd. *Die Nuntien in Prag CXXXIII.* M 30.—.
- Bd. XIX. Dr. F. X. Seppelt, *Monumenta Coelestiniana.* Quellen zur Geschichte des Papstes Coelestin V. M 16.—.
- Bd. XX. Dr. L. Mohler, *Kardinal Bessarion als Theologe, Humanist und Staatsmann.* M 26.—.
- Bd. XXI. Dr. A. Michel, *Humbert und Kerullarios I.* M. 9.—.

## Vatikanische Quellen

- z. Gesch. der päpstl. Hof- und Finanzverw. im 14. Jahrh. Paderborn, F. Schöningh
- Bd. III. Dr. K. H. Schäfer, *Die Ausgaben der apostolischen Kammer unter Benedikt XII., Klemens VI. und Innozenz VI. (1335—1362).* M 40.—.
- Bd. IV. Dr. E. Göller, *Die Einnahmen der päpstlichen Kammer unter Benedikt XII. (1334—1342).* M 12.—.

## Veröffentlichungen der Sekt. für Rechts- u. Sozial-Wissenschaft

Paderborn, F. Schöningh

19. Heft. J. Pater, *Die bischöfl. Visitatio liminum ss. apostolorum.* M 5.—.
20. Heft. K. Hofmann, *Die engere Immunität in deutschen Bischofsstädten im Mittelalter.* M 5.—.
21. Heft. A. Probst, *Die staatskirchenrechtliche Stellung der kathol. Kirche im Herzogtum Sachsen-Meiningen.* M 5.—.
22. Heft. E. Schneider, *Die röm. Rota. I. Bd. Die Verfassung der Rota.* M 7.—.
23. Heft. (Noch nicht erschienen.)
24. Heft. O. Schilling, *Naturrecht u. Staat nach der Lehre der alt. Kirche.* M 7.—.
25. Heft. Th. Grentrup, *Die Rassenmischehen in den deutsch. Kolonien.* M 4.—.
26. Heft. Otto Riedner, *Die geistlichen Gerichtshöfe zu Speyer im Mittelalter.* II. Bd. M 12.—. Bd. I wird später erscheinen.
27. Heft. Rud. Hindringer, *Das kirchliche Schulrecht in Altbayern von Albrecht V. bis zum Erlasse der bayr. Verfassungsurkunde 1550—1818.* M 5.60.
28. Heft. Julius Krieg, *Die Landkapitel im Bistum Würzburg bis zum Ende des 14. Jahrh. unter Benutzung ungedr. Urkunden u. Akten dargest.* M 4.80.
29. Heft. Jos. Löhr, *Beiträge zum Missionsrecht, Missionsobere, Missionare und Missionsfakultäten.* M 5.20.
30. Heft. Hubert Bastgen, *Die Kirchenpolitik Dalbergs u. Napoleons I.* M 12.—.
31. Heft. Joseph Löhr, *Das preußische Allgemeine Landrecht und die katholischen Kirchengesellschaften.* M 6.—.
32. Heft. J. Peters, *Die Ehe nach der Lehre des hl. Augustinus.* M 3.60.
33. Heft. Freisen, *Geschichte des spanischen, englischen und skandinavischen Eheschließungsrechtes. I. Teil.* M 8.—.
34. Heft. Hohe, *Die Bedeutung der vollkommenen Gewissensfreiheit nach bayrischem Verfassungsrecht mit Bezug auf die relig. Kindererziehung.* M 5.—.
35. Heft. Freisen, *Geschichte des spanischen, englischen und skandinavischen Eheschließungsrechtes. II. Teil.* M 16.—.
36. Heft. Lindner, *Das Ehehindernis der gesetzlichen Verwandtschaft.* M 4.—.
37. Heft. Posch, *Die Staatslehre des Engelbert von Admont.* M 6.—.
38. Heft. Kißling, *Das Verhältnis zwischen Sacerd. und Imperium.* M 6.—.
39. Heft. Breuer, *Die Methoden der Handelsstatistik.* M 8.—.
40. Heft. *Festschrift Felix Porsch.* M 10.—.
41. Heft. Schilling, *Staats- und Soziallehre des hl. Thomas v. Aquin.* M 16.—.
42. Heft. Mühlebach, *Die Infamie in der dekret. Gesetzgebung.* M 6.—.
43. Heft. Mitterer, *Geschichte des Ehehindernisses der Entführung.* M 6.—.



# Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums

Herausgeg. von den Prof. Drerup, Grimme, Kirsch. Paderborn, F. Schöningh

- VII 1. Leo Wohleb, *Die lateinische Uebersetzung der Didache*. M 6.—  
— 2. Anton Chatzis, *Der Philosoph und Grammatiker Ptolemaios Chennos*. I. Teil. *Einleitung und Text*. M 5.80.  
— 3/4. Anton Baumstark, *Die Modestianischen und die Konstantinischen Bauten am Heiligen Grabe zu Jerusalem*. M 5.50.
- VIII 1. Ernst Schweikert, *Zur Ueberlieferung der Horaz-Scholien*. M 2.50.  
— 2. Otto Th. Schulz, *Das Wesen des römischen Kaisertums der ersten zwei Jahrhunderte*. M 3.80.  
— 3/4. Engelbert Drerup, *Aus einer alten Advokatenrepublik (Demosthenes und seine Zeit)*. M 6.—  
— 5/6. Andreas Evarist Mader, S. D. S., *Altchristliche Basiliken und Lokaltraditionen in Südjudäa*. M 12.—
- IX 1/2. J. P. Kirsch, *Die römischen Titelkirchen im Altertum*. M 9.—  
— 3. Simon Landersdorfer, O. S. B., *Der Βάαλ τετραμορφος und die Kerube des Ezechiel*. M 4.—  
— 4/5. Otto Th. Schulz, *Vom Prinzipat zum Dominat. Das Wesen des römischen Kaisertums des 3. Jahrhunderts*. M 10.—
- X 1. Joh. Nickel, *Ein neuer Ninkarra-Text, Transskription, Uebersetzung und Erklärung nebst Bemerkungen über die Göttin Ninkarrak und verwandte Gottheiten*. M 4.—  
— 2. Hans Meyer, *Natur und Kunst bei Aristoteles. Ableitung und Bestimmung der Ursächlichkeitsfaktoren*. M 6.—  
— 3. Max Leky, *Plato als Sprachphilosoph. Würdigung des platonischen Kratylus*. M 4.—  
— 4. Felix Haase, *Die koptischen Quellen zum Konzil von Nizäa*. M 6. .  
— 5. Karl Mengis, *Die schriftstellerische Technik im Sophistenmahl des Athenaios*. M 6.—
- XI 1/2. Stummer, *Summerisch-akkad. Parallelen*. M 4.—  
— 3. Martin, *Tulliana*. M 2.—  
— 4/5. Steinmetzer, *Babylon, Kudurru*. M 4.—
- XII 1/2. Drerup, *Demosthenes im Urteil des Altertums*. M 6.75.  
— 3/4. Burk, *Die Pädagogik des Isokrates*. M 6.75.
- XIII 1. Eberhard, *Das Schicksal als poetische Idee bei Homer*. M 2.—  
— 2/3. Roemer-Belzner, *Homereäegese Aristarchs*. M 10.—  
— 4. Schulz, *Die Rechtstitel auf römischen Kaisermünzen*. M 6.—
- Ergänzungsband III. Theodor Schermann, *Die allgemeine Kirchenordnung, frühchristliche Liturgien und kirchliche Ueberlieferung*. I. Teil. *Die allgemeine Kirchenordnung des zweiten Jahrhunderts*. M 6.—. II. Teil. *Frühchristliche Liturgien*. M 18.—. III. Teil. *Die kirchliche Ueberlieferung des zweiten Jahrhunderts*. M 8.40.

## Oriens christianus

Jahrgang 1915, 2. (Schluß-) Heft. 1916. I. u. 2. Heft. 1917. (I u. 2 im Druck)

*Concilium Tridentinum*. Diariorum, actorum, epistularum, tractatum nova coollectio. Edidit societas Goerresiana. — Tomus X. Concilii Tridentini Epistularum pars prima: complectens epistulas a die 5 martii 1545 ad Concilii translationem 11 martii 1547 scriptas, collegit, edidit, illustravit Godofredus Buschbell. 4<sup>o</sup> (LXXVI u. 966 S.) — Tomus VIII. Actorum pars quinta. Complectens acta ad praeparendum Concilium, et sessiones anni 1562 a prima ad sextam Collegit, edidit, illustravit St. Ehses, XIV, 1024 S. Freiburg, Herder 1919. — Tomus IX im Druck. — *Collectanea Hierosolymitana*. Veröffentlichungen der Wissenschaftlichen Station der Görres-Gesellschaft in Jerusalem. Neue Reihe. Bd. I: Dr. P. Karge, Rephaim, *Die vorgeschichtliche Kultur Palästinas und Phöniziens. Archäologische und religions-geschichtliche Studien*. XV u. 765 S. mit 67 Abbildungen im Text und einer Unterrichtskarte. (2. unveränderte Aufl. M 30.—). — Bd. II. Dr. G. Graf, *Ein Reformversuch innerhalb der koptischen Kirche im 12. Jahrhundert*. XV u. 208 S. (Paderborn, Ferd. Schöningh.) M 16.—.